



# 1 / 2010

- S. 2 Opferecke
- S. 4 Einer für Einen, alle für Deutschland
- S. 7 Infantile Cerebralparese oder Warum ich so besonders besonders bin
- S. 12 Behindertenwitz 2.0

# mondkalb

Zeitung kostet nichts, im Straßenverkauf 1 Euro.

ZEITSCHRIFT FÜR DAS ORGANISIERTE GEBRECHEN



## Keine Heimat - Heim

Eine Gesellschaft, an der alle selbstverständlich teilhaben, ist nicht in Sicht. Alte und Behinderte werden nach wie vor interniert.

von Matthias Vernaldi

Noch immer bilden „Behinderung“ und „Heim“ ein offensichtlich nicht zu trennendes Begriffspaar. Zwar haben sich auch Hilfeformen herausgebildet, mit denen behinderte Menschen außerhalb eines Heimes und unabhängig von Angehörigen leben können, doch ist das Wissen um sie wenig verbreitet und ihre Finanzierung muss häufig erst eingeklagt werden. Wer einen höheren Hilfebedarf wegen mentaler Einschränkungen hat oder im Alter pflegebedürftig wird, kommt um die Anstalt erst recht nicht herum.

Heimbewohner werden als Bürger zweiter Klasse behandelt. Ihre Rechte sind eingeschränkt. Ein Heim ist kein Ort der Individualität, sondern der Anpassung. Dienstplan, Arbeitsschutz, Hygiene und Hausordnung bestimmen den Alltag. Meist sind die Wohn- und Schlafräume für alle zugänglich. Oft lässt sich nicht einmal das Klo abschließen. Ein Heimbewohner hat wenig Einfluss auf die Gestaltung seines Wohnbereichs. Er kann auch nicht bestimmen, wie stark

>>> Fortsetzung S. 2

## Krüppel aus dem Sack

von P. R. Iapos

Wenn ich mich objektiv betrachte - so als Sexualobjekt - durch das Objektiv einer Kamera zum Beispiel, dann sehe ich gar nicht gut aus. Auf einer Party bin ich kaum derjenige, von dem die Schönen des Abends sagen: „Mit dem würde ich gern die nächste Nacht verbringen.“ Auch im Freundes- und Kollegenkreis werde ich nicht unbedingt als Lebensabschnitts- oder Heiratskandidat gehandelt. Die tollen Kerle, die süßen Männer – das sind die Anderen. Allein die Tatsache, dass ich im Rollstuhl sitze... Nein, eigentlich sitze ich nicht. Zum Sitzen gehört ein Minimum an Rücken-, Bauch- und Arschmuskulatur, welche bei mir nicht vorhanden ist. Ich fläze, ich hänge, ich liege im Rollstuhl - hineingeschüttet. Aufgefangen, sozusagen am Wegfließen gehindert von Rücken- und Seitenlehne. Mein Kopf balanciert auf

einem dünnen Hals und meiner Mimik ist oft genug anzusehen, wie schwer es mir fällt, ihn aufrecht zu halten. Arme und Hände sind dünn, die Finger krumm und geschwollen. Mein Rückgrat schlängelt sich in S-Form. Ellenbogen, Knie, Hüften und Schultern lassen sich nur innerhalb eines sehr begrenzten Radius beugen und strecken.

Ich bin nahezu bewegungsunfähig. Klar, dass ich überall und immer Hilfe brauche. Darüber hinaus habe ich noch einige Maschinchen, die in der Nacht oder beim Abhusten meine Atmung unterstützen.

Skoliose, Dystrophie, Ödem, Kontraktur, Insuffizienz... - Worte, die auf mich zutreffen und die mich zum Mängelwesen machen; Worte, die Behörden und Versicherungen veranlassen, meine Assistenten, Maschinchen und Therapien zu finanzieren.

Manchmal treffe ich mich mit M. Sie ist sehr schön und ihr Duft erinnert an den der Früchte des Gartens Eden. Wenn ihre Augen und bald auch ihre Lippen meinen Leib abtasten, wenn unsere Häute sich schmiegen, wenn sie unter meinen Zungenschlägen erbebt und auch bei mir der Rest der Muskulatur etwas Adäquates hinzukriegen versucht, dann habe ich das alles ein-

fach vergessen, dann bin ich kein Mängelwesen.

Ich als sexuelles Subjekt bin ganz großartig und wunderbar! Aber auch wenn ich einen alten Portwein trinke, eine Bachkantate höre oder mich darüber freue, weil mich der Hund meines Assistenten mit seiner nassen Nase anstupst, fühle ich mich einfach nur gut - wie die meisten Leute halt, wenn sie so etwas erleben. Und ich kann nicht nur sagen: „Ist das schön!“, ich kann auch sagen: „Ich bin schön!“ Und ich bin nicht schön trotz meines Buckels, mein Buckel ist schön - schon weil er zu mir gehört.

Natürlich kann ich mich dem objektiven Blick nicht verschließen und weiß, dass mein Buckel weithin als hässlich wahrgenommen wird. Solange aber mein Buckel von mir positiv belegt ist, können mir all die anderen, die ihn negativ belegen, den selbigen herunterrutschen – und dabei eventuell sogar ganz eigene erotische Gefühle entwickeln. Ich fänd's schön.



### >>> Fortsetzung von S. 1

sein Kaffee ist und ob er Ruccola oder Feldsalat zum Abendessen nimmt. Wenn er an einem verregneten Sonntagmorgen länger im Bett bleiben will, gibt es Probleme. Und dass spontan ein Freund vorbeikommt und man sich des Nachts von der Tankstelle Wodka holt, ist undenkbar. Untersuchungen zeigen, dass, wer in Einrichtungen aufwächst, kaum ein Gefühl für seine Biografie hat. So besitzen z.B. Menschen mit einer geistigen Behinderung, die schon länger als 15 Jahre in einer Anstalt untergebracht sind, sehr selten Erinnerungsstücke wie alte Fotos oder Souvenirs.

Heim ist das Gegenteil von Heimat. Diese entsteht aus der Beziehung des Einzelnen zur Umgebung. Er wächst in ihr auf, wird von ihr geprägt und prägt sie. Sie ist Teil seiner Identität. In ihr entfaltet er seine Individualität. Hier ist er souverän, weil er sicher ist und sich auskennt. All das kann eine Anstalt nicht hinreichend erfüllen.

„**Heim ist das Gegenteil von Heimat.** Wer in Heimen aufwächst und lebt, ist in besonderer Weise heimatlos. Nicht nur, dass er häufig die Orte wechseln muss - je nach dem, wohin er verlegt wird. Er hat auch weniger Heimat in sich selbst, kann nie richtig souverän werden, weil er gar nicht als Einzelwesen wahrgenommen wird. In der Seelenheilkunde wird das als Hospitalismus bezeichnet. Die Betroffenen haben u.a. Angstzustände, sind motorisch gestört und entwickeln Ticks. Das ist auch bei Langzeithaftierten, Folteropfern und Zootieren zu beobachten.

Doch auch der souveräne Mensch mit eigener Biografie wird heimatlos, wenn er in ein Heim muss. Unsere Alten zeigen es uns. Sie spielen dort als Personen keine Rolle mehr, nur noch als Objekte von pflegerischen Abläufen. Nicht einmal die Farbe ihrer Bettwäsche, in der sie rund um die Uhr liegen, können sie sich aussuchen.

Zum sozialpolitischen Erfolgsmodell wurde das Heim zu Beginn des Industriezeitalters. Hier wurde der Grund gelegt, der bis heute das moderne Gemeinwesen versucht sein lässt, soziale Probleme durch Internierung zu lösen.

Die Produktion erfolgte damals erstmalig in Fabriken, nicht mehr hausnah in kleinen Handwerksbetrieben. Die Familienverbände spielten eine geringere Rolle. Somit gab es plötzlich viel weniger Ressourcen für die Hilfe durch Angehörige. Gleichzeitig brachte das neue System viele Unpassende hervor. Der neue Bürger musste verwertbar funktionieren. Er musste zu bestimmten Zeiten an bestimmten Orten sein und dort bestimmte Handlungen ausführen. Er musste das Geld, das er dafür erhielt, in Nahrung für sich und seine Kinder umrechnen. Nicht nur Alte und Gebrechliche blieben da außen vor, sondern all die, die nicht in der Lage waren, nach der Uhr im Takt der Maschinen und Registrierkassen zu leben. In den Städten entstand eine gefährliche Masse an Elenden - Krüppel, Bettler, Gauner, Nutten.

Die Kirchen hatten Übung in der Armenfürsorge. Sie bauten Anstalten und sammelten die Elenden in ihnen. So hatten diese ein Dach über dem Kopf und eine warme Mahlzeit. Gleichzeitig waren sie ihrer Freiheit beraubt und ausgegrenzt. Wer es lernte, das erforderliche Maß an Disziplin und Fleiß aufzubieten, konnte zurück ins normale Leben. Die sich nicht selbst ankleiden oder waschen konnten oder deren Lernfähigkeit stark eingeschränkt war, hatten hingegen lebenslänglich.

Fast 200 Jahre später ist das immer noch so. Alternative Ansätze sind rar. Schweden hat es in den letzten 15 Jahren geschafft, ein Hilfesystem aufzubauen, das weitgehend ohne Heime auskommt. Wer Unterstützung benötigt, bekommt einen Betrag, mit dem er sich die Hilfe nach seinen Vorstellungen organisieren kann. Er kann sie bei ambulanten Diensten einkaufen oder auch selbst Leute einstellen. Ähnlich funktioniert es in anderen skandinavischen Ländern oder Holland.

Auch in Deutschland gibt es seit 2007 einen zaghaften Ansatz: Das persönliche Budget. Man ist berechtigt, sich die Gelder, die Heime oder Pflegedienste erhalten würden, direkt auszahlen zu lassen und die Hilfe in Eigenregie zu gestalten. Allerdings ist die Zahl der Budgetnehmer gering.

Das hat sehr viel damit zu tun, dass die Einrichtungsträger ihre vorrangige Stellung am Behilflichkeitsmarkt nicht verlieren wollen. Sie sind traditionell die Monopolisten der Behindertenhilfe. Ohne ihren Sachverstand und ihre flächendeckende Struktur ist ein breiter Wandel zu Ambulantisierung und individuell angepasster Unterstützung nicht möglich. Doch dieser Wandel entzöge ihnen die Einnahmen. Aber auch Kassen und Ämter müssten umdenken und -strukturieren. Das ist unbequem und bei der Knappheit der Mittel sogar gefährlich. Zudem ist der Gesetzgeber nicht bereit, ausreichende Information über das Budget und Unterstützung beim Verwalten dessen zu finanzieren.

Aber genau das wäre nötig, damit es mehr als nur ein kleiner Teil von Elitekrüppeln beansprucht. Nur wenn behinderte Bürger tatsächlich als Kunden auftreten, werden sich auch Angebote entwickeln, die sich an ihren Bedürfnissen orientieren.

Leitbilder gibt es - wie eingangs erwähnt - bereits: Die persönliche Assistenz z. B., bei der die behinderte Person bestimmt, wer bei ihr arbeitet, wann und wo die Arbeit stattfindet und was wie getan wird. Auf diese Art können selbst Leute mit sehr umfangreichen körperlichen Beeinträchtigungen in einer eigenen Wohnung leben. Assistenz ist auch bei geistigen Behinderungen ein gangbarer Weg zur Selbstbestimmung. Sie muss hier eine weiterreichende Unterstützung bieten, Vorschläge machen, motivieren, gelegentlich auch als Fürsprache und Interessenvertretung agieren. So kann ein Mensch mit einer geistigen Behinderung jenseits der bevormundenden Struktur einer Einrichtung leben und beheimatet sein bei sich selbst. ■

### Anzeige



Yvonne Sehmisch und Dirk Wieschendorf:  
Bundeswehrangehörige und Mitglieder des deutschen Paralympics-Teams in Peking 2008

## Wir kämpfen an vielen Fronten.

Die Bundeswehr kämpft nicht nur in Afghanistan und am Horn von Afrika, sondern auch an der Medaillenfront. Sportförderung gehört seit 1971 zur Aufgabe der bundesrepublikanischen Streitkräfte. Die Förderung von behinderten Athleten gehört für uns selbstverständlich dazu. Auch wenn es keine eigene Sportfördergruppe gibt - unsere Dienststellen tun alles um behinderten Bundeswehrmitarbeitern die Teilnahme an Wettkämpfen und das regelmäßige Training zu ermöglichen. Die Erfolge von Dirk Wieschendorf, Rollstuhlrugbyfahrer und Mitarbeiter des Kreiswehrratsamtes oder Yvonne Sehmisch, Mitarbeiterin des Wehrrbereichs II und Paralympics-Teilnehmer zeugen davon.

Die Bundeswehr tut dies nicht aus Mitleid, sondern aus echter Überzeugung. Schließlich gehören Krieg und Behinderung zusammen wie Unteroffizier und Brüllen. Unsere Soldaten sollen wissen: Auch wenn sie mit mehr Gliedmaßen in den Krieg ziehen, als sie bei der Rückkehr haben - Wir kümmern uns um unsere Jungs!



### Opferecke

Wie immer wollen wir an dieser Stelle Fragen beantworten, die sich die geneigte Leserschaft stellt, jedoch nicht den Mut hat, sie zu formulieren. Wir tun es für Sie und beantworten Sie zugleich kompetent.

*Die erste Frage taucht an den Rändern der medizinischen Wissenschaft auf: Wie äußert es sich, wenn Leute mit Muskelschwund Parkinson bekommen?*

Es gibt Krankheiten, die sind so schwer, dass sie andere toppen. Die meisten Arten von Muskelschwund weisen in ihren Spät- und Finalstadien eine solche Symptomatik auf. Es äußert sich deshalb gar nicht, wenn Leute mit Muskelschwund Parkinson bekommen. In ihrem Hirn spielen sich die typischen Zersetzungsprozesse ab - und niemand bemerkt es. Die sogenannten Leitsymptome von Parkinson sind Rigor, Tremor und Bradykinese. Auf Deutsch heißt das, dass die Muskeln zeitweise erstarren, fast ununterbrochen zittern und die Bewegungsabläufe insgesamt verlangsamt sind. Ein Muskelschwundler bewegt sich irgendwann so gut wie gar nicht mehr, auch nicht verlangsamt. Die Reste des Gewebes, was man gemeinhin als Muskel bezeichnet, sind nicht mehr in der Lage zu erstarren oder gar ununterbrochen zu zittern. Im Spätverlauf der Parkinsonerkrankung kommt es häufig auch zu Halluzinationen. Erst an diesem Punkt hat der Muskelschwundler die Chance, seiner Mehrfachbehinderung gewahr zu werden, zum Beispiel wenn sich im Schlafzimmer mehr Assistenten aufhalten, als zum Team gehören. Die Antwort auf diese Frage zeigt uns, dass man eine schwere Erkrankung bekommen kann, ohne sie überhaupt zu bemerken. Noch interessanter ist der Fall, wenn ein Parkinsonpatient Muskelschwund bekommt. Es wäre für ihn eine Heilung.

*Die nächste Frage ist allgemeiner Natur und kann jeden betreffen: Muss man mit einem behinderten Kind spielen, nur weil es behindert ist?*

Nein. Es gibt auch unter behinderten Kindern Arschlöcher, mit denen niemand spielen will. Jeder, der auf eine integrative Schule gegangen ist oder in einem Behinderteninternat gelebt hat, weiß das. Außerdem gibt es Behinderungen, die das berühmte Kindchenschema toppen. Da hat man erstmal Berührungängste. Aber wenn man seinen guten sozialpädagogischen Ruf nicht gefährden will, dann muss man trotzdem. Ja!

*Die dritte Frage steht in gewisser Weise mit der vorherigen im Zusammenhang: Ist es für Behinderte diskriminierend, wenn man sich weigert, sie zu schlagen?*

Diese Frage ist zunächst einmal ganz einfach zu beantworten: Ja, es gibt Situationen, wo das der Fall ist. Eine Domina z. B., die einen behinderten Kunden nicht schlagen will, enthält ihm eine Dienstleistung vor, die sie anderen gewährt. Auch ein Schachspieler, der seinen behinderten Gegner nicht schlagen möchte, diskriminiert ihn, weil er ihn nicht als ebenbürtiges Gegenüber wahrnimmt. Und hier sind wir schon beim komplizierteren Teil der Antwort. Jemanden - egal wie nötig es erscheint - einen Schonraum zuzuweisen, bedeutet auch, ihn gegenüber denen abzuwerten, die nicht geschont werden müssen. Wer also will, dass sein Kind mit behinderten Kindern spielt, darf ihm nicht verbieten, sie zu schlagen. ■



von Rebecca Maskos

Ich hatte dich gar nicht bemerkt. Wie du da am Nebentisch gesessen hast und mich „schon seit Stunden beobachtet“ hattest. So sagtest du jedenfalls, als du an meinen Tisch kamst. Inga, Theo und ich wollten eigentlich gleich gehen. Es war spät geworden, wir waren der letzte Rest der Gruppe, der nach dem Vortrag noch ins Morgenrot gegangen war. Das Morgenrot ist eine linke Kneipe im Prenzlauer Berg. Studis und linke Intellektuelle trinken hier ihr Bier, seit einiger Zeit kommen auch immer mehr Touristen auf der Suche nach einer „authentischen Berliner Szenekneipe“.

du warst so Anfang oder Mitte Dreißig, dunkle Haare, Geheimratsecken. Ob du mich mal etwas Persönliches fragen dürftest, fragtest du mich. Ich ahnte, worauf das hinauslief. Nach „etwas Persönlichem“ werde ich oft gefragt. Selten will dann jemand wissen, ob wir uns zufällig schon mal getroffen hätten oder wo ich denn meinen coolen Mantel herhabe. Mit dem „Persönlichen“ ist immer das Offensichtliche gemeint: Meine Behinderung. Nur darüber wollen die Leute mehr wissen.

Auch, als du mir deine „Persönliche Frage“ ankündigtest, rollte ich innerlich schon mit den Augen. Habe ich ein Schild auf der Stirn auf dem steht „Mobiles Auskunftsbüro zum Thema Kleinwuchs und Rollstuhl“? Oder eins mit der Aufschrift: „Krummer Rücken, krumme Beine – fragen Sie die hier, wenn Sie ihrem Voyeurismus einfach mal nachgeben wollen“?

Natürlich war dergleichen nicht auf meiner Stirn zu lesen. Deswegen hätte es ja auch sein können, dass du einfach nur eine Info über die Herkunft meiner DocMartens-Stiefel in Kindergröße haben wolltest. Oder wissen wolltest, ob man meine Rolli-Räder im Winter mit Spikes optimieren könne. Also sagte ich: „Ja... okay, kannst du fragen...Kommt halt darauf an, worum's geht.“ Natürlich wolltest du wissen, welche Behinderung ich habe.

He, unbekannter Kneipengast – wenn ich dich schon ein Weilchen kennen würde und du mich, wenn du auch nur einen Hauch von meinen Macken, Lieblingsfilmen, Essgewohnheiten oder Ansichten wüsstest, wenn wir einander eben keine Unbekannten wären – wür-

de ich dir gern davon erzählen. Von mir aus auch von DNA-Strukturen, Gen-Defekten und Kollagen-Schäden reden. Vielleicht sogar von Krankenhäusern, Physiotherapie und Chirurgie erzählen. dich aber kenne ich seit gerade Mal 120 Sekunden. Ich konnte dir gerade noch die Gegenfrage stellen: „Warum willst du das wissen?“



Habe ich ein Schild auf der Stirn auf dem steht „Mobiles Auskunftsbüro zum Thema Kleinwuchs und Rollstuhl“?

sagtest du. „Shit, Treffer versenkt“, dachte ich. Warum gibt es nur so viele B-Promis mit meiner Behinderung? Frederik vom Marienhof, den Schauspieler Peter Radtke, Raul Krauthausen von Radio Fritz und Jazzlegende Michel Petrucciani. Ich überlegte hektisch: Tatsachen leugnen, Frage abbügeln oder drauf eingehen? Ich war natürlich wieder zu nett und bejahte deine Frage. „Ah ja, das ist ja hochinteressant!“ fandest du, er hätte ja diesen Michel Petrucciani im Fernsehen gesehen, wie er da immer zu seinem Klavier getragen wurde und schließlich dann an seiner Behinderung gestorben sei. Verdammst, jetzt hattest du mich mitten ins Gespräch hineingezogen. Wenn ich etwas hasse, dann eine falsche Dramatisierung von Behinderung, eine sensationsheischende Überhöhung des Leidens – und vor allem, immer die immer gleichen Gespräche darüber führen zu müssen. „Moment mal, Petrucciani ist noch immer selbst zu seinem Klavier gelaufen, und gestorben ist er nicht an der Glasknochenkrankheit, sondern an einer Lungenentzündung!“, sagte ich und fragte dich nochmal: „Warum willst du das wissen?“ Du sagtest: „Wenn ich eine Frage habe, muss sie einfach raus!“. „Aber wie fändest DU das denn, wenn ich dich auf irgendwelche Körpermerkmale ansprechen würde? Würde dir das nicht auch irgendwie

Du spekulierst schon den ganzen Abend, ob ich wohl die Glasknochenkrankheit habe,

Inga schaltete sich ein: „Stell dir vor, ich komm an deinen Tisch in der Kneipe und sagte: Hey, darf ich dich mal was Persönliches fragen? Wieso hast du eigentlich so einen krassen Haarausfall?“. „Naja, das ist halt mein Testosteron!“, rechtfertigtest du dich stolz.

So ging es ein paar Mal hin und her. Um das Behauptungs-Ping-Pong zu beenden, fragte ich dich ein letztes Mal: „Was ich immer noch nicht verstanden habe: Warum willst du das eigentlich so dringend wissen? Willst du vielleicht auch noch Blutgruppe und Cholesterinwerte von mir haben?“ Wahrscheinlich hattest du gehofft, ich würde dir unter Tränen berichten, wie schlimm das alles mit der Glasknochenkrankheit sei – und du hättest dann wahres Mitgefühl zeigen und dich danach erhaben und irgendwie so echt und lebendig fühlen können.

deine Antwort bliebst du mir schuldig. du hattest dich gerade in eine zweite Diskussion mit Inga verwickeln lassen. Sie sagte was von „Rebecca hat auch mal Feierabend“ und „soll sie jetzt um 23.30 Uhr noch den Leuten was über Behinderung beibringen?“. Schließlich schaltete sich auch noch Theo in die Debatte ein. Theo ist schlau, aber sehr jung und sieht dabei noch jünger aus, als er ist. Du fuhrst ihn an: „Halt den Mund, du verstehst das nicht, dafür bist du noch zu jung“. Das reichte. Wir standen auf und gingen.

„Warum ich dich das frage? Weil ich Anstand habe! Im Gegensatz zu deinen Freunden hier“, riefst du mir zum Abschied hinterher. Aha, Anstand. Ach, unbekannter Kneipengast, du bist ein hoffnungsloser Fall von alkoholbedingter Gehirnschmelze. Darüber hab ich schon viel im Fernsehen gesehen. Das Endstadium ist grausam. Aber ich fühle mit dir.

Trotzdem werde ich zum Schutz vor Menschen mit deinem schweren Schicksal die nächste „persönliche Frage“ endlich einmal von vornherein abwimmeln: „Entschuldigung, auch wenn Sie es nicht bemerken - Sie betreten gerade mein Privatgelände. Und das gehört mir“. ■

ganz schön privat vorkommen?“ Du verstandest meine Frage nicht.

## Berlinale Special

„Renn, wenn du kannst“ überrascht in der Reihe „Perspektive Deutsches Kino“ auf der 60. Berlinale

Marie Gronwald

Ben sitzt für den Rest seines Lebens im Rollstuhl. Er ist fröhlich, intelligent und verzweifelt. Die Liebe kommt für Behinderte wie ihn nicht in Frage. Das erklärt er zumindest seinem neuen Zivi Christian. Der nimmt das Leben leicht: Er wird ein halbes Jahr bei Ben bleiben und dann seiner Wege gehen. Annika studiert Cello und hetzt durch ein Leben, das nur aus Üben und möglichst perfektem Vorspielen besteht. Sie fährt jeden Tag mit dem Fahrrad an Bens Wohnung vorbei. Ben schaut ihr jeden Tag vom Balkon aus sehnsüchtig hinterher. Doch erst als sie eines Morgens mit Christian kollidiert, lernen die Drei sich kennen und werden Freunde. Zu dritt erschaffen sie sich eine eigene Welt. Dann verlieben sie sich, denn natürlich wollen beide Jungs mehr von Annika als nur Freundschaft. Annika kann sich nicht entscheiden. Sie mag Christian und seine Verspieltheit. Aber so jemand wie Ben ist ihr noch nie begegnet – in jeder Hinsicht. Was für alle drei wie ein Spiel beginnt, wird für Ben eine Reise zu seinen größten Ängsten, in Abgründe, aus denen er allein nicht mehr herausfinden wird.

Regisseur und Drehbuchautor Dietrich Brüggemann inszeniert dieses humorvolle Drama einer Dreiecksgeschichte ohne Scham und Schüchternheit. Er setzt stattdessen auf einfühlsame, ernste und doch ironische Dialoge und schafft es dabei, ohne Klischees, sogenannte Behindertentabuthemen wie Partnerschaft, Sexualität und Suizid klar und direkt zu erzählen. Durch die grandiosen Dialoge und das einfühlsame Spiel der Darsteller – insbesondere Robert Gwisdek als Ben – werden die Konflikte schnörkellos und ohne Kitsch auf den Punkt gebracht. Vorurteile werden in diesem Film, an dessen Entstehung die Hauptdarstellerin maßgeblich beteiligt war, als solche erkannt und durch schwarzen Humor nicht einfach bloßgestellt, sondern ins Gegenteil verkehrt. „Renn, wenn du kannst“ zeigt Behinderung in vielen Facetten und verzichtet dabei auf jegliche Samthandschuhmentalität. Dadurch wird es zum überzeugenden, einfühlsamen, direkten und melancholisch-humorvollen Filmvergnügen der besonderen Art. ■

Deutschland 2009, 112 min, R: Dietrich Brüggemann D: Anna Brüggemann, Robert Gwisdek, Jacob Matschenz, Kinostart: Spätsommer 2010  
Termine auf [www.rennwenndukannst.de](http://www.rennwenndukannst.de)

## 4 Fragen an Regisseur und Drehbuchautor Dietrich Brüggemann

**Mondkalb: Wie bist du generell auf das Thema gekommen? Du hast bei der Premiere gesagt, du hast eine Diplomarbeit gelesen?**

**Brüggemann:** Genau - das hat für uns ganz früh angefangen, weil unsere jüngste Schwester sitzt im Rollstuhl. Da ist man mit dem Thema aufgewachsen und das führt dann automatisch dazu, immer wenn wir Filme zu dem Thema gesehen haben, dass wir gedacht haben: Da fehlt was; das ist nicht so. Und natürlich habe ich dann Zivi gemacht, in der Schwerstbehindertenbetreuung, bei einem Spastiker. Der war noch ganz gut zu Fuß, konnte aber nicht mit der Hand schreiben. Also er saß neben mir und hat diktiert. Ich hab einfach geschrieben und hatte keine Ahnung, was ich da schreibe. Das war ein sehr, sehr cooler Typ. Der hatte so einen speziellen Humor, von dem ist auch einiges ins Drehbuch gewandert. Das hab ich dann aber später erst gemerkt.

**Mondkalb: Wie bist du auf die Dialoge gekommen?**

**Brüggemann:** Vieles davon sind einfache Situationen, die wir selber mit unserer Schwester erleben. Ansonsten sind die Dialoge auch mein Steckenpferd. Ich finde es einfach ein bisschen katastrophal, was da im deutschen Film so geredet wird. Mir geht es relativ leicht von der Hand, deswegen ist es mit wichtig, dass es Spaß macht.

**Mondkalb: Wie hast du deine Hauptdarsteller gefunden?**

**Brüggemann:** Das Casting war ein ganz langer Prozess. Es fing damit an, dass wir überlegt haben, es wäre doch ganz schlau, die Rolle mit einem echten Rollstuhlfahrer zu besetzen. Das war eine Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen, hätte sich aber lohnen können. Jetzt ist das natürlich auch eine Rolle, die nicht nur vom Rollstuhlpart her quasi anspruchsvoll ist, sondern auch vom Spielen. Das muss so ein Typ sein, der extrem gut mit Text umgehen kann, mit der Sprache und mit den vielen verschiedenen Haltungen

zwischen freundlich, unfreundlich, sarkastisch, zynisch - also eigentlich ein verkappter Filmstar. Ich hab dann über Anzeigen in Rollstuhlmagazinen einige getroffen und kennengelernt, aber da war niemand dabei, in dem ein kappter Filmstar wohnte. Das waren alles Leute, die keine Erfahrung vor der Kamera hatten und einfach auch nicht das Talent. Dann haben wir angefangen, Schauspieler zu casten, alles was in dem Alter in Deutschland so rumläuft. Da war wirklich ganz wenig dabei, was in Frage kam, die meisten Schauspieler haben sofort, wenn sie im Rollstuhl saßen, angefangen, das ganze Elend einer schlimmen Existenz zu spielen - waren einfach Scheisse drauf. Ich hab dann gesagt, „Ey nee, das ist erstmal ein normaler Typ und der hat auch gute Laune, da ist so ein Sarkasmus drunter.“ Das war mit den wenigsten zu machen. Robert war sofort ein Volltreffer. Und dann gab es noch Jakob Matschens, der den Zivi spielt. Jemand der so ein Standing hat, dem man auch abnimmt, dass er auf ein Mädchen zugeht und sie küsst und so. Da war auch sonst niemand dabei. Also es war die Idealbesetzung. Es gab keinen Plan B.

**Mondkalb: Wurde medizinisch bei der Darstellung der sehr realistischen Querschnittslähmung nachgeholfen?**

**Brüggemann:** Das ist alles wirklich einfach so gespielt. Ich finde es jetzt selber so nicht so hundertprozentig überzeugend, sondern nur so neunzig. Jemand der 7 Jahre im Rollstuhl sitzt, bei dem atrophieren auch die Beine und Füße, und wenn die Hände beeinträchtigt sind, eigentlich auch die Hände. Man sieht an den Händen eines Menschen, ob er sie regelmäßig benutzt oder nicht. Ein aufmerksamer Fachmann würde merken, dass das hier ein Fußgänger ist, der einen Rollstuhlfahrer spielt. Doch Robert Gwisdek, der wollte es wirklich wissen, der hat sich da richtig reingesteigert. ■

Interview: Marie Gronwald



Zufriedener Horst bei 3,0 Promille

## Einer für Einen, alle für Deutschland

von Markus Liske

Lässt man sich erst mal auf den aktuellen Aufschwungsdiskurs ein, nach dem es zwingend notwendig ist, die Menschen wieder in Arbeit zu bringen, ganz egal, ob das den Staat am Ende mehr Geld kostet als die Finanzierung ihrer Arbeitslosigkeit, dann kommen einem selber plötzlich die tollsten Ideen. Manche davon sogar im Schlaf, wie der folgende überaus sonderbare U-Bahn-Traum<sup>1</sup>, aus dem ich kürzlich mit großer Begeisterung erwachte ... Stell Dir vor, lieber Leser, Du sitzt in der U-Bahn. Dein Blick geht wahlweise schräg nach oben oder schräg nach unten. Die U-Bahn macht leise: tschtschtsch ...

Irgendwo flötet ein Handy: pidüellüdü! Eine Stimme ertönt: „Mahmud? ... Ah. .... Gūsüm. ... Kabülslü hagimatü kuschmin Sozialamt. ... Ah. ... Kanüwüslü pakti Wohnberechtigungsschein .... Ah. Gūsüm. ...“ Eine Stimme aus dem Off erhebt sich gelangweilt darüber: „Nächster Halt: Alexanderplatz. Übergang zu den Linien U2, U8, zu Fernverkehr, Tram, Bus und einem Haufen S-Bahnen. Ausstieg: rechts.“

Die Bremsen quietschen: iiiiiiih. Die Türen öffnen sich: schschsch. Herein tritt ein langhaariger junger Mann mit Gitarre und Greenpeace-Anstecker. Du hast natürlich nicht wirklich hingesehen, aber Du hast kurz eine Saite anklingen hören und ziehst ängstlich den Kopf ein. Die Türen schließen sich, und schon erklingt das erwartete deprimierende Lied:

*„Alle Vöglein sind schon tot,  
alle Vöglein, alle –  
Amsel, Drossel, Schwa-han und Huhn.  
Auch das hat bestimmt  
mit Umweltsünden zu tun ...“*

Der Gitarrist ist fertig. Ein paar Gutmenschen klatschen. Hier und da klimpert Kupfergeld. Schon ertönt wieder die Stimme aus dem Off: „Nächster Halt: Jannowitzbrücke. Übergang zu ... ach, leckt mich doch!“ Wieder das Türöffnen: schschsch. Der Gitarrist schlurft so deprimiert davon, wie er kam. Nun aber hörst Du eine Tüte mit Flaschen gegen die Tür knallen, riechst Alkoholdunst. Tür wieder zu. Und eine neue Stimme erhebt sich ... „Meine sehr verehrten Damen und Herren, entschuldigen Sie bitte, dass ich Sie hier auf Ihrem Weg zur Arbeit stören muss! Mein Name ist Robert, aber sie können ruhig Robi zu mir sagen. Und der ältere Herr mit der Schnapsflasche, der mit mir hier eingestiegen ist, heißt Horst. Horst ist, wie man unschwer am schwankenden Gang und den fauligen Zähnen erkennen kann, obdachloser Alkoholiker. Horst, zeig doch bitte den Herrschaften mal Deine fauligen Zähne! ... Ja, danke, das reicht! Horst hat bis vor zwei Monaten regelmäßig auf dieser Linie die Obdachlosenzeitung ‚Die Stütze‘ verkauft. Das hatte für Horst und für Sie gewisse Nachteile. Für Horst bedeutete es, sich mindestens drei bis vier Stunden am Tag mühsam unterhalb seiner geliebten 3-Promille-Marke zu halten. Für Sie bedeutete es, seine fauligen Zähne nicht nur sehen zu müssen, sondern auch seinen geradezu höllischen Odem zu riechen, wenn er sich über Sie beugt.

Horst? Kannst Du bitte mal kurz ausatmen?! ... Buaah! Das reicht, Horst, danke! Ich habe gesagt, es reicht! ... Wo war ich? Genau. Also, wenn Horst hier früher einstieg, um seine Obdachlosenzeitung zu verkaufen, hatte das für alle Beteiligten nur Nachteile. Unnötig zu sagen, dass Horst keinen nennenswerten Umsatz erzielte. Was wiederum dazu führte, dass er gegen Ende seiner Schicht oft übellaunig wurde, unflätigste Beschimpfungen ausstieß und manchmal sogar seinen Hosenstall öffnete, um sein Gemächt heraushängen zu lassen ... Nein, Horst! Das war

„Die Gemeinschaft akzeptiert Horsts Selbsteinschätzung als nicht mehr einzugliederndes asoziales Subjekt, das nur in stark alkoholisch sediertem Zustand einigermaßen erträglich ist,“

jetzt keine Aufforderung! Reiß Dich zusammen! ... Wer das schon einmal erleben musste, wird bestätigen können, dass es sich hierbei um einen terroristischen Anschlag auf sämtliche Sinne handelt, von dem mancher islamistische Attentäter noch was lernen könnte. Schwamm drüber. Diese Zeiten sind vorbei. Wie Sie sehen können, ist unser Horst inzwischen dauerhaft auf stabilen 4,0 Promille eingeppegelt. Das macht ihn im Sinne des Gemeinwohls ausgeglichen und meist ein wenig schläfrig. Gell, Horst? Jaaa ... Womit wir zu meiner Person kommen. Ich bin arbeitsloser Sozialarbeiter und habe auf 1-Euro-Basis die Einzelfallbetreuung von Horst übernommen. Dieses neue Projekt nennt sich ‚Einer für Einen, alle für Deutschland‘ und ist eine gemeinsame Initiative der Agentur für Arbeit und des Vereins ‚DadU – Dreck aus der U-Bahn e.V.‘. Es funkto-

niert nach der Philosophie der ‚akzeptierenden Sozialarbeit‘. Will sagen: Die Gemeinschaft akzeptiert Horsts Selbsteinschätzung als nicht mehr einzugliederndes asoziales Subjekt, das nur in stark alkoholisch sediertem Zustand einigermaßen erträglich ist, und bekennt sich gleichzeitig zur Fürsorgepflicht. Deshalb stehe nun ich hier, um Ihnen die Obdachlosenzeitung ‚Die Stütze‘ zu verkaufen. Dies steigert, wie wir bereits feststellen konnten, nicht nur Horsts Umsatz beträchtlich, sondern verbessert auch seinen Gesundheitszustand und hebt seine allgemeine Lebensqualität. Wenn Sie sich Horsts Flasche mal angucken wollen ... Halt doch mal hoch Horst!

Hooooorst! Ja, danke. ... Dies ist, wie Sie vielleicht erkennen, ein einwandfreier LIDL-Jägermeister-Verschnitt und nicht mehr dieses sonderbare Gemisch aus Eigendestillat, Bier und Domestos, das Sie Horst hier früher oft wieder ausbrechen sahen. Somit hat sich die allgemeine Situation auf dieser Linie nicht nur für Sie, sondern auch für Horst verbessert. Damit sich auch für mein Leben Vorteile ergeben, war es allerdings nötig, den Preis der Obdachlosenzeitung ‚Die Stütze‘ ein wenig anzuheben. Sie kostet nun glatte fünf Euro, wovon 1 Euro an Horst geht, 1 Euro an die Redaktion, 1 Euro an mich und 2 Euro an den privaten Arbeitsvermittler, der mich im Auftrag des JobCenters hierher vermittelt hat. Wir denken allerdings, dass sich die Kosten mittelfristig wieder auf 4 Euro senken lassen, indem wir auf die Redaktion der Obdachlosenzeitung ‚Die Stütze‘ ver-

zichten und stattdessen kleine Ablasszettel zum Verkauf anbieten. Sie müssten sich dann auch nicht mehr schlecht fühlen, weil Sie die ungelesene Zeitung auf dem nächsten U-Bahnhof wieder entsorgen. Auf lange Sicht ist weiterhin geplant, auch Horst zu Hause zu lassen, wo immer das gerade sein mag. Sie hätten dann nur noch mit mir zu tun. Aber momentan brauchen wir Horst, wie Sie verstehen werden, noch als Drohpotential. Kannst Du bitte noch mal ausatmen, Horst?! ... Ja, danke. Das genügt. ... Wenn ich Sie nun alle bitten dürfte, mir fünf Euro auszuhändigen? Die Zeitung müssen Sie natürlich nicht nehmen, wenn Sie nicht wollen. ... Ja, danke. Danke. Sie da hinten auch, bitte! Ach, Sie wollen nicht? Sind sie sicher? ... Horst, könntest Du für die Herrschaften im hinteren Bereich bitte mal Deinen Reißverschluss ... Oh mein Gott! ... Ja, zusätzliche Spenden werden natürlich auch genommen. Die kommen direkt unserem Projekt ‚Einer für Einen, alle für Deutschland‘ zugute. Waren das jetzt alle? Wirklich? ... Dann bedanke ich mich hiermit für Ihre Mitarbeit und wünsche Ihnen noch eine störungsfreie Weiterfahrt! Bis zum nächsten Mal, Ihr Robi!“

Die beiden steigen aus. Die U-Bahn fährt weiter, in eine neue, saubere Zukunft hinein. Und man selber sitzt verwirrt in seinem Bett und fragt sich, ob es nicht besser wäre, diese Idee mit einer Bewerbung für den Thinktank des Arbeitsministeriums zu Geld zu machen, statt eines Tages selber Opfer einer anderen, ähnlich tollen Idee zu werden. Jedenfalls ging es mir so. ■

<sup>1</sup>Beliebtes Unterschichtenverkehrsmittel in Großstädten, dem der berühmte BILD-Lyriker Franz-Josef Wagner kürzlich folgendes Prosa-Poem widmete: „In der U-Bahn riecht es nach abgestandenem Leben. Meine Tante würde ohnmächtig werden. Ich stelle mir vor, wie ich blutüberströmt zu der Notrufsäule krieche. Unter der Erde Berlins herrscht ein anderes Leben. Es ist nicht mein Leben.“ (leicht gekürzt)

# Nachtasyl Gorki

von Sebastian Rosche und Karsten Krampitz

Alljährlich fragt sich bei den ersten Nachrichten über Kältetote eine beschämte Öffentlichkeit, was eigentlich der Staat für Obdachlose tut. Worauf die Volksvertreter gern darauf verweisen, wie viel Geld man zahle und dass alles getan werde, um diese Angebote zu verbessern: Während der sogenannten Kältehilfeperiode (von Anfang November bis Ende März) können z.B. in Berlin Obdachlose in meist überfüllten Notunterkünften und Nachtcafés eine Bleibe für die Nacht finden. Seit Herbst 2009 gehört mit dem „Nachtasyl Gorki“ auch eine Einrichtung des HVD (Humanistischer Verband Deutschlands) Berlin dazu. Jeden Donnerstag bieten wir obdachlosen Menschen direkt am Bahnhof Lichtenberg eine warme Schlafstätte. Das Nachtcafé nutzt Räume in der Tagesstätte für Obdachlose der „MUT – Gesellschaft für Gesundheit gGmbH“, die dort unter anderem eine Arztpraxis und Kleiderkammer betreibt.

In seinem Theaterstück von 1902 „Nachtasyl – Szenen aus der Tiefe“, nach dem wir uns benannt haben, erzählt Maxim Gorki von den Folgen individueller Hoffnungslosigkeit und gibt damit zugleich eine Allegorie auf die Unbehautheit unserer Zeit. Und so „[...] wollen wir den Menschen respektieren, nicht bemitleiden. Wir wissen doch nicht, wer er ist, wozu er geboren wurde und was er noch vollbringen kann.“

Die Politik hat sich schon vor langer Zeit aus diesem Themenbereich verabschiedet, jedenfalls als Akteurin. Sie bezahlt, aber gestaltet nicht. Die Verantwortung wurde an freie Träger übertragen, in ihrer Mehrheit Einrichtungen der großen Kirchen. In Fernsehen und Presse werden die Unbedachten dann zu Werbeträgern des christlichen Glaubens. Gott sei dank, denkt sich das Publikum, kümmern die sich um die Mühseligen und Beladenen.

2008 hat unsere Gruppe den kirchlichen Raum verlassen – im Zorn, nicht im Streit. Einen Streit, darüber inwieweit Obdachlosenarbeit politisch sein kann und darf, hat es nicht gegeben, ist doch die Kir-

che ihrem Selbstverständnis nach ein Ort der Kontemplation und Meditation, aber nicht der Auseinandersetzung. Jenseits der Harmonie wird mitgeteilt, nicht diskutiert. Nach einem Zerwürfnis mit der Diakonie um die Umbenennung der dortigen Einrichtung in „Nachtcafé Landowsky“ suchte ein Teil der Mitarbeiter den Neuanfang unter dem Dach des HVD-Berlin.



„Und so wollen wir den Menschen respektieren, nicht bemitleiden.“  
In Fernsehen und Presse werden die Unbedachten dann zu Werbeträgern des christlichen Glaubens.

Als Debattenthema ist Obdachlosigkeit aber auch schwer zu greifen. Es gibt viele Gründe, warum Leute ohne Obdach sind: Naturkatastrophen wie zuletzt in Haiti, die eine ganze Gesellschaft treffen, erleben wir hierzulande nicht. Gleichwohl erfahren viele Menschen tagtäglich eigene Katastrophen. Alkoholismus, Arbeitslosigkeit und Beziehungsprobleme bilden den Treibsand. Dabei sind es hauptsächlich Männer, die auf der Straße leben. – Warum eigentlich? Frauen verlieren doch mindestens so oft wie Männer ihre Arbeit, warum nicht auch ihre Wohnung? Kommen Frauen etwa besser mit Einsamkeit zurecht? Hat Obdachlosigkeit seine Ursache etwa auch in männlichem Denken?

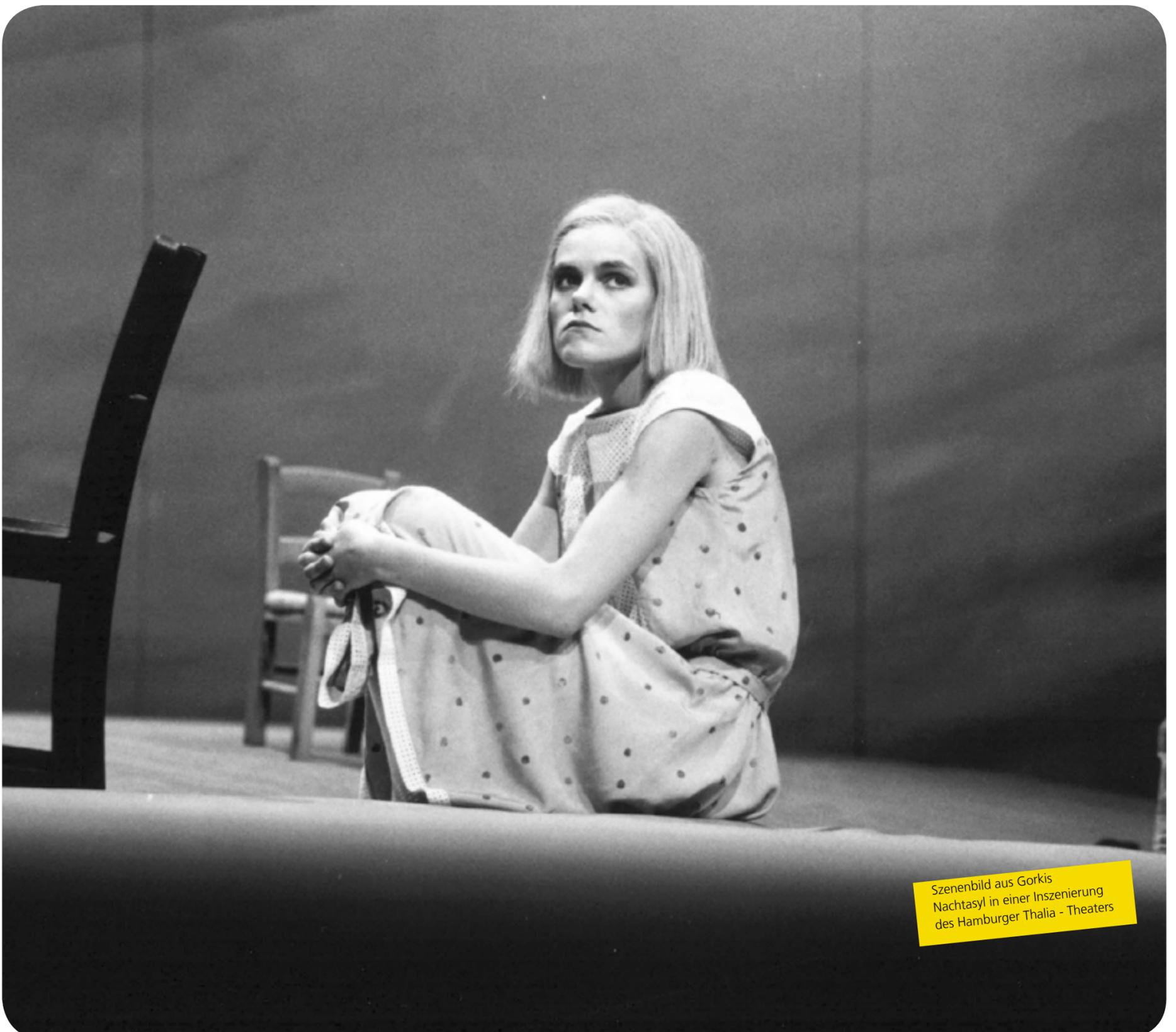
So gut wie nie ist sie Ausdruck eines romantischen Aussteigertums, um so öfter aber Folge einer Selbstaufgabe, so als wolle sich derjenige selbst bestrafen, dass man fragen will: „Was für Steine hängen dir am Hals? Was hast du getan, dass du dich derart schämst?“ Wer die eigene Biografie verdrängt und nicht sagen kann, wo er herkommt, der kann auch nicht sagen, wohin er geht, der lässt sich treiben – von einer Wärmestube zur nächsten, von einem Nachtcafé zum anderen. Seit mehreren Jahren steigt zudem die Zahl von

Wirtschaftsmigranten aus Osteuropa, die im Westen ihr Glück versuchen wollten und in Berlin gestrandet sind.

Mit dem „Nachtasyl Gorki“ wollen wir nicht nur Teil des bestehenden Hilfesystems bleiben. Unser langfristiges Ziel ist es, zu einem Wandel der Berliner Sozialpolitik beizutragen. Auf dem Gebiet der Obdachlosigkeit soll die Politik wieder aktiv werden: Erster Schritt könnte die Schaffung einer zentralen Anlaufstelle sein, in der einerseits schnell und unbürokratisch durch ein soziales und medizinisches Betreuungsangebot vor Ort und andererseits durch die Bündelung der Kompetenzen von Meldestellen, Jobcentern, Krankenkassen u.ä. dauerhaft geholfen wird.

Wenn unsere Arbeit mit den Obdachlosen etwas gezeigt hat, dann dass man die Menschen nicht der Hilfe anpassen kann, sondern die Hilfe den Menschen angepasst werden muss. Eine Verbesserung der Obdachlosenhilfe wird es nicht ohne Streit geben und auch nicht ohne Streitkultur. Die Diskussion über Armut in Berlin sollte u.a. auch mit der Kirche geführt werden, aber nicht in der Kirche, sondern in demokratisch organisierten Gremien auf Landes- und Bezirksebene – und warum eigentlich nicht am Runden Tisch gegen Obdachlosigkeit? ■

Die Wurzeln des „Nachtasyls Gorki“ reichen bis in die Zeit der Wende und die Arbeit des grün-ökologischen Netzwerkes „Arche“ zurück. Mehrere Jahre lang engagierten sich die Mitarbeiter im Nachtcafé der Treptower Bekenntniskirche, darunter auch der Autor dieses Artikels. Informationen unter [www.hvd-berlin.de/nachtasyl-gorki](http://www.hvd-berlin.de/nachtasyl-gorki)  
Spendenkonto 319 57 04, BLZ 100 205 00, Bank für Sozialwirtschaft, Kennwort: Nachtasyl Gorki



Szenenbild aus Gorkis  
Nachtasyl in einer Inszenierung  
des Hamburger Thalia - Theaters



# Der Mann ohne Gleichgewichtssinn

Maximilian Dorners Bestseller

„Mein Dämon ist ein Stubenhocker“

Marie Gronwald

Es gibt dutzende von Büchern, die sich mit der Verarbeitung von Krankheiten und Behinderungen auseinandersetzen, oder das ein oder andere Wunder thematisieren, was mit selbigen in Verbindung steht. Um sie zu finden, muss man nur die Besser-Leben-Ecke in einem Buchladen aufsuchen. Aber selten entdeckt man dort etwas wirklich Unterhaltsames, es sei denn, man steht auf Tagebücher und Berichte, aus denen einen aus jeder Zeile Selbstmitleid und Schicksalsergebenheit anspringen.

Der Bestseller von Maximilian Dörner, erschienen 2008 und nun schon das dritte Mal aufgelegt, ist da ganz anders, obwohl auch „Mein Dämon ist ein Stubenhocker“ ein Tagebuch ist - eins über ein Leben mit der Krankheit Multiple Sklerose. Und das legt natürlich den Verdacht nahe, dass auch hier wieder jemand erklärt, wie ihn seine Krankheit zu einem besseren Menschen gemacht hat.

Wer das Buch in die Hand nimmt, den lässt Maximilian Dörner auf humorvolle, sarkastische und brutal-charmante Art an einem Jahr seines Lebens teilhaben. Er beschreibt Urlaubsreisen und Begegnungen mit Menschen, aber auch alltägliche Situationen, wie das Aufsuchen einer Behindertentoilette. Das Erfrischende an diesem Tagebuch ist seine unverstellte Direktheit. Der Autor stellt sich die Fragen eines Menschen, der ein Anfänger im Behindertsein ist. Aber er ist keinesfalls ein Anfänger im Schreiben. In schnörkelloser, präziser und humorvoller Sprache geht er mit uns durch seine Gedanken und Entdeckungen zum Thema Behindertsein. So begleiten wir ihn mit kopfschüttelndem Staunen und zustimmend amüsiertem Nicken und oftmals dem Gefühl: Ja genauso ist es! Man ist hingekommen, wenn er über Ausmaße und Bauweise einer Behindertentoilette philosophiert. Und wenn er den Leser dabei zusehen lässt, wie er vom Hilfspersonal am Flughafen ungefragt in einen Rollstuhl gesetzt und ins Flugzeug geschoben wird, obwohl er eigentlich noch selbst laufen kann, dann ist die Betroffenenperspektive auf keinen Fall die Opferperspektive. Dieses Buch ist eine ironische Reise zu sich selbst (das klingt jetzt wieder furchtbar nach Beratungsliteratur), die mit leichtfüßigem Sarkasmus und genialem Sprachwitz geschrieben worden ist. Sehr lesenswert für alle, die ihren Dämon kennen und auch nicht ganz so ernst nehmen und für alle anderen selbstverständlich auch.

176 Seiten

Verlag: Zabert Sandmann GmbH, Neuauflage (1. März 2008)

## „Und irgendwann gibt es einen Kurzschluss. . .“

Der Bestsellerautor Maximilian Dörner

über seine Behinderung, Scham und das Schreiben.

**Mondkalb:** Was bedeutet Ihnen Ihre Arbeit?

**Dörner:** Ich kann mir das Leben gar nicht ohne vorstellen. Das ist eigentlich die Form, wie ich lebe: zu schreiben.

**Mondkalb:** Wie würden Sie Behinderung definieren?

**Dörner:** Ich tue mich ganz schwer mit Definitionen in einem Satz, weil ich immer denke, dann müsste ich ja gar keine Bücher schreiben, wenn ich alles in einem Satz definieren könnte. In zwei schaff ich es auch nicht.

Ich glaube, ich brauche einfach immer ein ganzes Buch, bis ich mir irgendwie klar werde, und will dann auch nicht so auf einen Satz heraus, sondern das es nach hinten offen bleibt.

**Mondkalb:** Sie haben sowohl fiktive als auch autobiographische Texte geschrieben. Was ist schwieriger: sich selbst zu thematisieren oder fiktive Texte zu schreiben?

**Dörner:** Das ist ganz unterschiedlich. Ich glaube, auch in fiktiven Texten ist man ganz nah an dem eigenem Erleben. Ich versuche auch immer, bei diesen Ich-Erzählungen oder bei solchen Geschichten, das so zu nehmen wie eine Figur, also auch ein bisschen Distanz zu haben.

**Mondkalb:** Wie hat es mit „Mein Dämon ist ein Stubenhocker“ angefangen?

**Dörner:** Das ist aus einer Caféhaus-Begegnung entstanden. Ich habe den Verlagsleiter kennengelernt und der hat mich gefragt: „Fühlst Du Dich eigentlich behindert?“ Ich wusste darauf eigentlich keine Antwort und daraufhin hat er gesagt: „Tja, dann schreib doch mal darüber.“

**Mondkalb:** Wie reagieren Sie, wenn Sie schief angeguckt, angelächelt werden, oder komische Bemerkungen über Sie oder Ihr Handicap gemacht werden?

**Dörner:** Ich glaube, ich hör weg. Also, ich habe bisher gar keine gehört. Ich glaube, ich hab's mir schon öfter mal eingebildet, so eine Situation, als dass ich es wirklich erlebt habe. Oder ich vergesse das sofort wieder. Das kann auch sein.

**Mondkalb:** Sie schreiben in Ihrem zuletzt erschienenen Buch, dass Ihnen am meisten aufstoßen würde, dass Scham einsam macht. Warum muss man sich gerade, wenn man eine Behinderung hat, die sichtbar ist, so oft mit Gefühlen wie Scham oder Mitleid auseinandersetzen?

**Dörner:** Wenn ich das wüsste. Ich glaube, es hängt schon immer mit dem Thema Autonomie zusammen. Man verliert mit der Behinderung irgendwie Autonomie und mit diesem Verlust kommen ganz viele Fragen von Scham auf und Mitleid und um Hilfe bitten und so - und ab da ist man mittendrin.

**Mondkalb:** Wie wichtig ist es Ihrer Meinung nach, sich dem Gefühl der Scham beziehungsweise des Mitleids zu stellen oder es auch zu ignorieren, wenn man eine Behinderung hat?

**Dörner:** Ich will niemandem irgendetwas vorschreiben. Ich finde, wenn jemand etwas ignorieren will, ist das völlig legitim. Mir hat das geholfen, mich dem eher zu stellen und für mich das zu benennen und eine Sprache dafür zu finden. Aber jeder, der es anders macht, der soll es auch anders machen.

**Mondkalb:** Wie kann man Scham und Mitleid abtrainieren?

**Dörner:** Das ist genau dieselbe Antwort. Ich weiß gar nicht, ob ich sie abtrainieren möchte - mir nicht und anderen Leuten erst recht nicht, weil ich finde, das wäre eine Anmaßung, sich da drüber zu stellen und zu sagen: Du musst dir das so und so angewöhnen.

**Mondkalb:** Wie ist das für Sie wenn Sie mitkriegen, dass sich Andere für Sie schämen, für Ihre Art zu gehen etc.?

**Dörner:** Wenn sich Andere für mich schämen, dann ist das deren Problem.

**Mondkalb:** Sind Sie der Meinung, dass sich zu schämen unmittelbar mit dem Gefühl, dass etwas nicht der Norm entspricht, zusammenhängt und warum ist das so?

**Dörner:** Da kommt mal wieder das mit den Normen. Alles, was nicht normgemäß ist, da liegt Scham dann immer nahe. Zumindest bei den eigenen Normen.

Ich glaube, das ist der Ausgangspunkt, dass da irgendwann so ein Kurzschluss passiert. Ich habe das irgendwann mal versucht zu beschreiben, dass da so ein Kabel ist, da fließt Energie durch und irgendwann gibt es einen Kurzschluss, dann kommt Scham.

**Mondkalb:** An welchen Projekten arbeiten Sie zurzeit bzw. was kann man als Nächstes von Ihnen erwarten?

**Dörner:** Wahrscheinlich lese ich nächstes Jahr ein Buch über meine Heimat Bayern und dann schreibe ich einen Roman.

Interview: Marie Gronwald



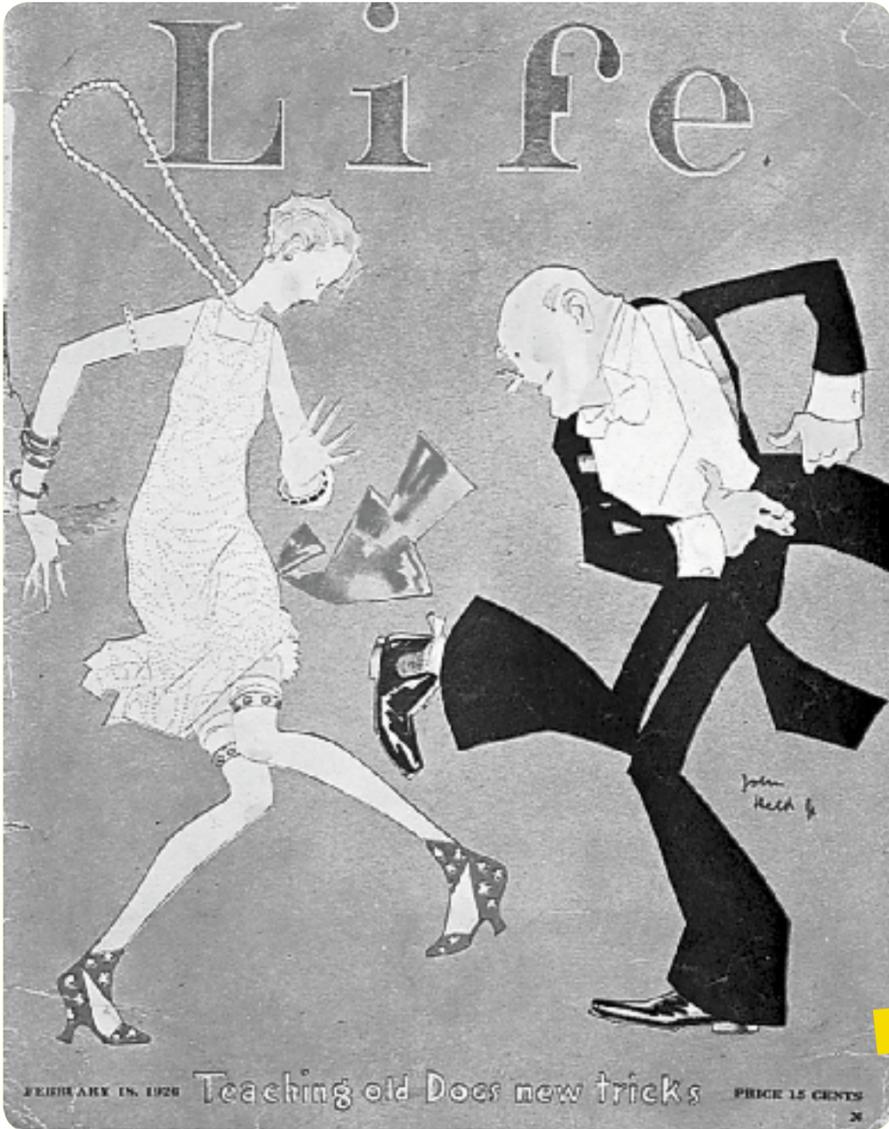
### Biographisches

21.08.1973	in München geboren, studierte Dramaturgie an der Bayerischen Theaterakademie und arbeitet heute als Regisseur, Literaturlektor und Autor
1996- 1999	Autor der BR-Hörfunksendung „Lyrik nach Wunsch“
1998- 2001	Theaterkritiker für die Zeitung Die Welt
2006	Diagnose der Krankheit Multiple Sklerose
2009	Inszenierung der Oper „Der Liebestrank“ von Gaetano Donizetti in der Pasinger Fabrik in München

### Veröffentlichungen:

2007	„Der erste Sommer“ (Bayerischer Kunstförderpreis)
2008	„Mein Dämon ist ein Stubenhocker“
2009	„Lahme Ente in New York: Die Grenzen meines Körpers sind nicht die Grenzen meiner Welt“
2010	„Ich schäme mich: Ein Selbstversuch“

Weitere Infos zum Autor und seinem Werk: [www.maxdörner.de](http://www.maxdörner.de)



Muskelhypotonie und Spitzfußstellung. Es muss Charleston sein.

## Infantile Cerebralparese oder: Warum ich so besonders besonders bin

von Lea Streisand

Ich werde nicht oft daran erinnert, dass ich anders laufe als die meisten. Es sei denn, meine Großmutter redet über meine berufliche Zukunft: „Also normalerweise hättest ja gesagt, sie soll Schauspielerin werden. Aber mit dem Bumsbeen...“ Oder irgendwelche Männer wittern ihre Chance, wenn ich von der Tanzfläche auf Klo stolpere, weil sie mich für sternhagelvoll halten: „Mädchen, brauchst du Hilfe? Soll ich mitkommen?“ Selbst der Kollege Jakob Hein, seines Zeichens Arzt, meinte letztens äußerst professionell: „Samma, wie loofst du denn!“

„Cerebrale Parese links“, sagte ich. Und er guckte.

Die sogenannte infantile Cerebralparese (zu deutsch: kindliche unvollständige Gehirnähmung) ist eine der häufigsten Körperbehinderungen überhaupt. Oft ist eine unzureichende Sauerstoffzufuhr, während oder kurz nach der Geburt die Ursache. Genauer lässt sich oft nicht exakt feststellen. Die Behinderung ist nicht genetisch bedingt und oft erst Monate oder Jahre nach der Geburt absehbar. In Deutschland leben mehr als 250.000 Menschen damit und die Ärzte gucken immer noch wie Schweine ins Urwerk.

Anfang der Achtziger Jahre rannte meine Mutter mit ihrem dicken Kind, das nicht laufen lernen wollte, aber die ganze Zeit redete, von Spezialist zu Spezialist und die Spezialisten entwickelten sämtlich den Ehrgeiz, dem jeweiligen Vorgänger zu widersprechen:

- „Die wird im Rollstuhl sitzen.“
- „Ach was, das wird sich alles verwachsen, in zehn Jahren sieht man das gar nicht mehr.“
- „Eigentlich müsste doch eine ganze Körperhälfte betroffen sein. Entweder beide Beine oder der linke Arm auch.“

Meinen ersten Auftritt hatte ich im Alter von zweieinhalb Jahren. Ich saß auf einem Tisch auf dem Podium eines Vorlesungsraums der Charité und sprach zu den Studenten. Die hörten aber nicht richtig zu, weil der weißhaarige Medizin-Professor neben mir ständig dazwischenredete und außerdem ein Mikrofon hatte, das war unlauterer Wettbewerb. Jedenfalls hielten die mich alle für was ganz Besonderes und ich hatte nichts dagegen.

Meine Mutter wollte mich irgendwann in den Kindergarten bringen, weil sie sich am Schreibtisch nicht konzentrieren konnte, wenn ich im Nebenzimmer ständig Geschichten erzählte. Das wollten die Kindergärtnerinnen aber nicht, weil denen ein Kind, das nicht laufen konnte, aber ständig redete, auch zu anstrengend war. Dann hätten sie mich ja nicht mal aus dem Zimmer schicken können. Mit knapp vier Jahren ließ ich mich dann doch dazu herab, die Fortbewegung auf zwei Beinen zu praktizieren (nicht ganz konsequent, für die nächsten Jahre sollte der Schorf an meinen Knien nie ganz abheilen). Aber immerhin: Ich kam in den Kindergarten. Mit durchschlagendem Erfolg. Nach nur einer Woche hatte ich die pädagogischen Grundprinzipien verinnerlicht und trug sie ins

Kinderzimmer zu einem einäugigen Stofftier weiter: „Mein liebes Fräulein Wolf, wenn du jetzt noch mal die Kinder frisst, dann bin ich aber ganz böse mit dir!“

Meine Mutter sagt, sie hatte damals Angst, dass die anderen Kinder fies zu mir sein würden, aber denen war es im Grunde scheißegal und meine Abnormität war auch nur eine von vielen: „Die stottert, der kann nicht richtig gucken und die da darf man nicht schubsen, die fällt sofort um. Außerdem redet die beim Mittagsschlaf die ganze Zeit. Deshalb kommt dann immer die Erzieherin und hält ihr die Hände auf dem Rücken zusammen mit der einen Hand und mit der anderen hält sie ihr die Augen zu.“

Ich fand Kindergarten super. Der Punkt war, dass mir mein Gehfehler selber total egal war: „Lea, dreh' den Fuß nach außen!“ mahnte meine Mutter.

„Manno!“ sagte ich. Selbst, als ich nach dem Umzug meiner Eltern in einen Christenkindergarten gesteckt wurde, ließ ich mich nicht auf meinen linken Fuß festnageln: „Ätsch, du humpelst!“ sagte die doofe Sabine und ich konterte: „Ätsch, du weißt nicht, wo dein Papa wohnt!“

Eingeschult wurde ich auf der Körperbehindertenschule Dr. Georg Benjamin in Berlin-Lichtenberg. Das war auch super. Wir hatten eine eigene Sporthalle, eine eigene Schwimmhalle und eine eigene Krankenstation mit einer Ärztin, die einen sofort freistellte, wenn man ankam, man habe Kopfschmerzen. Ich bekam ein Fahrrad mit Stützrädern, auf das meine Cousins unglaublich neidisch waren, weil man damit nämlich rückwärts fahren konnte. Außerdem gab es in Sport die Disziplin „Rennrollstuhl fahren“. Das war lustig. Man musste nur aufpassen, weil die Rennrollstühle sehr leicht nach hinten umkippten und man dann wieder zur Schulärztin musste wegen Kopfschmerzen und dann hat die einem gleich freigegeben und die Eltern angerufen, damit sie einen abholen kommen und die Eltern fanden das nicht lustig. Auf dieser Schule wurde mir meine Besonderheit auch endlich offiziell bescheinigt: „Lea konnte ihre Leistungen im zweiten Schulhalbjahr wieder steigern. Sie verfügt über sichere Kenntnisse und ein logisches Denkvermögen. Den Mitschülern gegenüber ist sie hilfsbereit, sollte aber auch deren Meinung anerkennen. Ihr Arbeitstempo sollte Lea steigern. In den Deutsch-Disziplinen zeigt Lea reges Interesse. Sie schreibt kleine Geschichten und versucht sich an Gedichten. Dieses Hobby sollte sie mit Unterstützung des Elternhauses weiterführen. Versetzt nach Klasse 3!“

Mit dreizehn kam ich aufs Gymnasium. Auch dort war ich was ganz Besonderes, das fand ich aber ziemlich blöd, diesmal. Empfehlungen wie „Ey, loof ma richtig!“ von irgendwelchen Assis an der Bushaltestelle waren mir noch relativ egal, aber mit anschwelenden Geschlechtsmerkmalen schrumpfte wie bei jedem Teenager auch mein Selbstbewusstsein und das Gefühl einer Fünfzehnjährigen, die sich in ihrem Körper sowieso völlig deplaziert vorkommt und die dann auf der Straße von einem schönen Mann gemustert wird und im Gesicht dieses Mannes Wohlgefallen zu erkennen glaubt, bis der Blick des Mannes nach unten wandert und die Fünfzehnjährige plötzlich überhaupt nicht mehr Frau sondern nur noch Fuß in den Augen des Mannes zu sein glaubt, das Gefühl lässt sich kaum beschreiben.

Tatsache war, dass Brille irgendwie okay war, Zahnsperre auch, S-Fehler, zu großer Hintern, zu kleiner Busen, schlecht in Mathe, mies in Sport, Mutter Alkoholikerin, Vater arbeitslos, Take-That und Bayern-München-Fan, mit achtzehn noch Jungfrau. Das ging alles irgendwie. Aber Gehfehler ging nu mal gar nicht, dachte ich. Wenn ich ein Wolfsjunges wäre, hätte meine Mutter mich tot gebissen. Dachte ich. Da hatten wir in Bio gerade Darwin. Nein, die Pubertät ist keine lustige Lebensphase.

Ich fing mit Studieren an und bezog meine erste eigene Wohnung. Meine Nachbarin hieß Michelle und war sehr nett und sehr doof. „Hach, weißte, ich hab über dich nachgedacht“, erklärte sie mir eines Tages. „Hat's wehgetan?“ fragte ich nicht, sondern sagte: „Aha.“ „Ich hab mir überlegt“, führte sie aus, „ich hätte ja so gern deine Figur“ (Michelle war etwas gnullbelig) „aber dann hab ich gedacht, wenn ich dann auch deine Behinderung hätte, dann hab ich ja mit meinem Körper noch Mal Glück gehabt!“ Begeistert strahlte sie mich an und ich war zum ersten Mal in meinem Leben sprachlos.

Jetzt bin ich in dem Alter, wo die Leute um einen herum anfangen, Kinder zu kriegen. Letztens rief eine alte Bekannte an: „Mein Sohn hat das gleiche wie du und jeder Arzt sagt was anderes:

- „Der wird im Rollstuhl sitzen.“
  - „Ach was, das wird sich alles verwachsen, in zehn Jahren sieht man das gar nicht mehr.“
  - „Eigentlich müsste doch eine ganze Körperhälfte betroffen sein. Entweder beide Beine oder der linke Arm auch.“
- Zu allem Übel hatte die Bekannte auch noch recherchiert und las mir nun den Wikipedia-Artikel zum Thema vor:

„Wenn ein Kind mit körperlichen Schwierigkeiten in die Regelklasse aufgenommen wird, ist dessen Schulalltag oft von vielerlei Hürden geprägt. Problematisch ist schon die Tatsache, dass von einem Kind mit Behinderung meist das Gleiche erwartet wird wie von Kindern ohne Einschränkungen. Andererseits ist es gerade für Kinder mit einer körperlichen Behinderung sehr wichtig, ihnen nicht in gutgemeinter Hilfsbereitschaft jede Arbeit abzunehmen und ihnen das Gefühl zu geben, dass sie gesellschaftlich wichtige Arbeit leisten und selbständig für sich sorgen können.“

An der Stelle war die Bekannte in Tränen ausgebrochen. Ich versuchte ihr zu erklären, dass das Lesen von Wikipedia-Artikeln in medizinischen Fragen etwa so ratsam ist wie das Studium von Arzneipackungsbeilagen. Am Ende wunderst du dich, dass der Betreffende überhaupt noch lebt. „Kannst du denn für dich selber sorgen?“ fragte sie mich.

Ich ließ meinen Blick über das Schlachtfeld meiner Wohnung gleiten. Der Müll müffelte, der Kühlschrank gähnte, die Fruchtfliegen feierten über dem Leertag eine Party und auf dem Schreibtisch stapelten sich unbezahlte Rechnungen und abgelaufene Bibliotheksbücher. „Das ist jetzt eine Definitionsfrage“, sagte ich. ■



## „Jetzt stimmt die Mischung!“

Vom Beginn der Gentrifizierung

Neukölln zwischen Marx und „Mode“

von Matthias Vernaldi

Seit 15 Jahren wohne ich hier in der Stuttgarter Straße im nördlichen Neukölln. Obwohl schon immer mit einer deutschen Staatsbürgerschaft versehen, bin ich, wie Viele hier, als Flüchtling gekommen - nicht als politischer oder wirtschaftlicher, sondern als ein Assistenzflüchtling. Ich sitze im Rollstuhl und kann mich nicht bewegen. So brauche ich immer einen, der mich kratzt, wenn's juckt, zur Toilette bringt, wenn's drückt, mich füttert, wenn mich hungert, mir beim Abhusten hilft, wenn's röchelt... Vor meiner Flucht hatte ich im Altenburger Land in Thüringen gewohnt. Das dortige Sozialamt war der Auffassung, die Leute, die mir durch Pflege und Assistenz ein halbwegs selbstbestimmtes Leben ermöglichen, könnten das nebenher und ohne Bezahlung tun. In Berlin hingegen gab es Chancen, dass diese Hilfen finanziert wurden. So geriet ich hierher.

Die Gegend, in der ich eine Wohnung bekam, galt schon längere Zeit als arm und heruntergekommen. Anfang dieses Jahrtausends erlangte der ganze Stadtbezirk Neukölln in Fernsehmagazinen und Journalen wie Spiegel und Focus als die Kommune mit dem höchsten Sozialhaushalt der Republik eine traurige Berühmtheit. In den Kiezen, die sich vom Hermannplatz nach Süden und Osten erstrecken, gab es mehr Menschen, die Sozialhilfe und Arbeitslosengeld bezogen (Leute wie mich), als welche, die für ihren Unterhalt selbst sorgten. Drogenhandel und Kleinkriminalität sollten hier zum Lebensstil gehören. Das Polizeirevier auf der Sonnenallee - so wurde vermeldet - registrierte in seinem Einzugsgebiet täglich einen Mord. Die Schulen hier standen für Dummheit und Verrohung, Bildungsferne und migrantische Sprachlosigkeit. Die Rütlschule wurde bald darauf bundesweit zum Symbol dafür. Neukölln, da war man sich einig, war wie der Wedding ein riesiger Arme-Leute-Staubsauger. Diese Stadtbezirke waren so verrannt - würde hier die Gentrifizierung greifen?

Dieses Schlagwort kam im neuen Jahrtausend vor allem in linken Kreisen in Schwang. Gemeint ist ein Prozess, der damit beginnt, dass sich Studenten und Bohemiens vermehrt in heruntergekommenen Vierteln in Citynähe ansiedeln, weil sie sich die Mieten dort leisten können. Sie nutzen auch leerstehende Gewerberäume für Galerien, Cafés und ähnliche Projekte. Infolgedessen wird das Viertel attraktiver, und auch etwas Wohlhabendere wollen zuziehen. Wohnungen werden saniert. Die Mieten steigen. Je mehr das geschieht, umso mehr gerät die angestammte Bevölkerung unter Druck und weicht in billigere Wohnlagen aus. So können aus Armengettos Reichengettos werden.

Zu Beginn des neuen Jahrtausends hatte dieser Prozess in großen Teilen des Prenzlauer Berges bereits gegriffen. In Friedrichshain und Mitte war er in vollem Gange. Die sozial Schwachen, die in den neuen Schick dort nicht mehr passten und für die die Platte in Marzahn noch zu schade war, langten in Neukölln an.

Das mittlere Drittel der Stuttgarter, in welchem ich Mitte der 90er eine Wohnung bezog, hatte zu dieser Zeit auf seinen vielleicht 300 Metern immerhin noch drei Trödler, einen Supermarkt, einen Kohlenhändler, eine Arztpraxis, eine Praxis für Physiotherapie und ein Bordell mit Barbetrieb zu bieten. Heute gibt es in diesem Abschnitt der Straße nichts mehr außer einem Gebrauchtmöbelhändler im Gebäude des Supermarkts, das zuvor über Jahre leer gestanden hatte. Seinen miserablen Ruf hat das Viertel also noch immer - und das zu Recht.



Vom Assistenzflüchtling zum Gentrifizierungsvertriebenen?

Der billige Wohnraum aber zieht neuerdings nun auch hier Studenten und junge Kreative an. Zaghaft entstehen einige Cafés und Kunstprojekte. Kreuzkölln, das sich stetig etablierende Szeneviertel, ist weit - 20 Minuten Fußweg. Das Gespenst der Gentrifizierung zieht trotzdem durch die Straßen. Es sind nicht unbedingt der Junkie, die kinderreiche Familie oder das alte türkische Ehepaar, das 30 Jahre bei Siemens gearbeitet hat, die davor warnen, - die kennen solche Worte gar nicht - sondern die, die es, indem sie hierher gezogen sind, erst beschworen haben.

Ich hatte in den anderthalb Jahrzehnten, die ich in diesem Haus lebe, vier Vermieter. Jeder kündigte umfangreiche Sanierungsmaßnahmen an und malte ein hoffnungsfrohes Zukunftsbild: Eigentumswohnungen im Neuköllner Jugendstil mit Außenanflug aus Glas und Hofcafé. In der Realität geschah nichts. Die Wohnungen waren in keinem guten Zustand. Es gab noch Ofenheizung und den traditionellen Schnitt mit engem Klo und Speisekammer. Die Fenster zum Hof waren undicht.

Leergezogene Wohnungen wurden nicht mehr vermietet. Wenn es länger anhaltende Frostperioden gab, froren dort die Wasserleitungen ein und platzten. Bei Tauwetter strömte dann das Wasser durch die Treppenhäuser und die Decken. Immer wieder wurden leerstehende Wohnungen aufgebrochen und von Obdachlosen zwischengenutzt. Einmal starb einer von ihnen an einer Über-

dosis Heroin und lag über die Pfingstfeiertage in der Wohnung hinten rechts im zweiten Stock. Herr Sahin, der alte Mann aus dem Hinterhaus, bemerkte es, weil er die ganze Zeit durchs Fenster den Fernseher laufen sah. Er hatte dem Obdachlosen immer etwas Brot und Obst an die Tür gestellt.

Auch Tanja und ihr Freund, ein Paar Anfang 30, das im fünften Stock wohnte, waren Junkies. Sie redeten mit mir offen darüber und man sah es ihnen auch an. An einem Juniabend stürzte sie vom Balkon und lag tot vor der Tür, die von meinem Wohnzimmer direkt auf die Straße führte. In den Tagen danach legten die Leute Blumen auf dem Gehweg ab und stellten Kerzen auf. Besonders berührten mich drei kleine türkische Mädchen, die ein deutsches Gebet sprachen.

Wenn ich manchmal in der Nacht am Kanal entlang nach Hause fuhr, sah ich an den beiden kleinen Parks am Weigandufer große Mercedes und BMW stehen. Obwohl es schon nach Mitternacht war, standen um diese immer Gruppen von fünf bis zehn Männern und redeten. Herr Sahin half mir bei der Deutung des Phänomens: das seien albanische Heroindealer. Die übergaben hier den Stoff an die Zwischenhändler. Tatsächlich habe ich keine protzigen Karossen mehr entdeckt, seitdem an einem Dezemberabend unser Straßenabschnitt von der Polizei abgeriegelt wurde und sie wie bei einer Jagd mit einer Treiberkette junge Männer einfiel.

Die Gartenflächen im Hof waren bis zur Modernisierung ungenutzt. Ein paar Farne und Lilien kämpften sich durch die Brennnesseln. Ansonsten wucherten Holunderbüsche das bisschen Licht, das es im Hof gab, weg. Herr Sahin rodete ein paar Flächen in Handtuchgröße, die zumindest im Frühsommer Sonne hatten, und zog sich Paprika, Zwiebeln und Zucchini. Sogar einen Weinstock pflanzte er.

Er war auch der Meinung, die Dealer würden das Heroin in den leeren Wohnungen in unserem Haus zwischenlagern. Die Drogenfahnder hatten es bei der Razzia nicht durchsucht. Aber er scheint nichts gefunden zu haben. Jedenfalls war er zu arm, um die Zweizimmerwohnung im Hinterhaus behalten zu können, als der vierte Eigentümer, die Neuköllner Wohnungsbaugenossenschaft, schließlich doch die Häuser modernisierte.

Sie beseitigte die Wasserschäden und schliff die Dielenböden. Heizungen wurden eingebaut, die Fassaden gestrichen und im Hof Balkone vor die

Wohnungen in den Seitenflügeln gesetzt. Es entstanden freundliche Wohnungen für Singles, Alleinerziehende oder Paare und Familien - bezahlbar auch für Leute mit kleineren Einkommen. Plötzlich waren junge interessante Leute meine Nachbarn: Studenten, Lehrer, Ingenieure, Musiker. Auch die Hauseigentümer auf der anderen Straßenseite ziehen mit und sanieren nach und nach.

Herr Sahin hätte für seine modernisierte Wohnung das Doppelte warm zahlen müssen wie bisher kalt. Der neue Vermieter gab ihm eine kleinere Wohnung zwei Kilometer die Sonnenallee abwärts, die für ihn erschwinglich war. Das erste Mal in seinem Leben hatte er Zentralheizung. Noch ein Jahr in seiner bisherigen Behausung hätte er möglicherweise nicht überlebt. Er hatte extremen Husten und Herzprobleme. Ein Leben lang hat er stark geraucht. Aber der Ofen, der, bevor er überhaupt heizte, drei Stunden lang stark qualmte, so dass er nur mit geöffnetem Fenster betrieben werden konnte, schädigte ihn mit Sicherheit mehr.

So geht es los mit der Gentrifizierung. Schade, dass er nun nicht mehr mein Nachbar ist. Aber ehrlich gesagt: Ich genieße auch, wie sich meine Straße entwickelt. Mit dem Zuzug der neuen etwas vermögenden Mitbürger beginnt hier überhaupt erst einmal so etwas wie eine Vermischung von Bevölkerungsgruppen und Schichten. Bisher gab es hier nur die Unterschicht. Wenn jetzt Bürgerkinder anlanden, die einen wesentlich weiteren Horizont als die Eingeborenen haben, die sozial engagiert, künstlerisch ambitioniert und anspruchsvoll an ihr Leben sind, dann kann das nur positiv sein.



Ehrlich gesagt: ich genieße es auch, wie sich meine Straße entwickelt.

Noch sieht man deutlich mehr Leute als anderswo auf den Straßen um die Sonnenallee, die obdachlos und suchtkrank anmuten. Auch der kleine Fuhrunternehmer, dessen Frau ihre behinderte Mutter pflegt, und der Bastler im Eckladen, der für 15 Euro Kassettenrecorder aus den 70ern verkauft, sind noch da. Jeden Vormittag



geht ein Mann an meinem Fenster vorüber, der etwa 20 kleine Hunde an Leinen mit sich führt. Er ruft sie beim Namen und schimpft fortlaufend mit mindestens einem von ihnen. Die Kinder spielen noch auf der Straße - die deutschen, die türkischen und die arabischen für sich. Manchmal kommt es zu Überschneidungen, meist zu gewalttätigen. Da schreien sich dann die Mütter an - die deutsche brüllt immer am lautesten.

Bisher gab es hier nur die Unterschicht.

Seit drei Jahren ziehen an warmen Tagen rumänische Roma durch die Straßen und machen Musik. Sie bauen sich wie die Hinterhofmusiker der Zilzeit vor den Fenstern auf und warten auf die Münzen, die ihnen zugeworfen werden. Ihr Repertoire ist dünn: drei Titel Balkanbrass, drei deutsche Schlager oder aktuelle Hits. Jedenfalls finden sie genug Leute, die für sie ihr Geld aus dem Fenster schmeißen, ihnen zulächeln, den Kopf im Takt wiegen oder vielleicht sogar einige Tanzschritte andeuten. Das wäre ihnen vor fünf Jahren ohne Durchmischung nicht passiert. Da hätte kaum einer ihre Performance goutiert.

„Jetzt müsste man diesen Prozess stoppen können. Jetzt stimmt die Mischung. Jetzt ist es gut so.“, sagte mir eine junge Frau, mit der ich im Café an der Wildenbruchbrücke über unser Viertel ins Gespräch kam. Leider scheinen solche Prozesse nicht aufhaltbar zu sein, jedenfalls nicht ohne massives Eingreifen der Politik. Es ist fatal: Ich landete als Assistenzflüchtling hier; und jetzt, wo ich beginne, mich in meinem Kiez wohlfühlen, muss ich mir Sorgen machen, nicht als Gentrifizierungsvertriebener zu enden. ■



Morus Ecke Mittelweg: Neukölln zwischen Utopia und Pragmatismus.

Anzeigen



**AMBULANTER PFLEGEDIENST  
FÜR EIN SELBSTBESTIMMTES LEBEN**

Jeder Mensch möchte sein Leben frei gestalten.  
Wir bieten Ihnen persönliche Assistenz und  
Pflege mit individueller Unterstützung in Ihrem  
Wohnumfeld. Sie entscheiden und wir begleiten.

KONTAKT: 030 / 44 68 72 53  
GUBENER STR. 49 / 10243 Berlin

**LEBENSWEGE-BERLIN.DE**  
Für Menschen mit Behinderungen

Mo - Fr 10.00h - 22.00h  
Sa + So 12.00h - 20.00h  
365 Tage geöffnet

*Agentur Liberty*

10777 Berlin- Schöneberg  
Martin-Luther-Straße 14  
Läute bei Liberty

der superschicke  
Liebestempel

Ein Highlight unter den Berliner Bordellen  
ist das Liberty! Im Zentrum der Hauptstadt,  
nahe dem Kadewe, erstreckt sich eine  
diskrete Romantikadresse auf zwei Etagen.  
Über 40 supersüße Girls stehen zur Verfüg-  
ung und entführen Dich auf pompösen  
600qm in eine unserer 17 Liebessuiten.

[www.libertyberlin.de](http://www.libertyberlin.de)

++ Poolvergnügen ++ Massagesuite ++ Gynstuhl ++ Liebesschaukel ++ Darkroom ++ Kliniksex  
++ Tanzstangen ++ viels. Serviceangebot ++ Spitzenpreise ++ Gratisgetränke ++ Lesbenduelle  
++ Zimmervermietung an Pärchen

**Impressum**

Auflage 10.000 Exemplare

Redaktion:  
Marie Gronwald (Sitzredakteurin,  
V.i.S.P.), Jan Plöger, Matthias Vernaldi,  
Karsten Krampitz, Rebecca Maskos,  
Stefan Gerbing, Lena Anders, P. R. Iap-  
pos (verantwortlich für alles Schöne)

Redaktionsassistenz:  
Stefan Weise

Layout:  
Stefan Gerbing

Post an die Redaktion:  
Stuttgarter Str. 46, 12059 Berlin  
Tel.: 030 - 6815323  
Mail: [mondkalb@email.de](mailto:mondkalb@email.de)

Fotos:  
S. 1 Frau L. / photocase.com  
S. 8/9: Stefan Gerbing  
S. 4 Dommy / photocase.com  
S. 6 Maximilian Dorner,  
Christine  
Schneider  
S. 11 jameek / photocase.com  
S. 12 bungo / photocase.com

Bankverbindung:  
Empf. Naturfreundejugend Berlin  
Kto. 3330801  
Blz. 10020500  
Bank für Sozialwirtschaft  
Betreff: Mondkalb

Diese Zeitung liegt kostenlos zum Mit-  
nehmen aus. Im Straßenverkauf kostet  
sie allerdings 1 Euro. Davon geht 1 Euro  
an den Verkäufer. Exemplare können  
bei vorheriger telefonischer Absprache  
in der Redaktion abgeholt werden.



# Rollstuhl im Rollenspiel

Mondkalb testet vier kostenlose Online-Games: von ganz lahm bis sehr abgefahren

von Stefan Gerbing

Rollstühle kommen in Computerspielen vor allem in zwei Rollen vor: als Sportgerät und als Transportmittel für die ganz fiesen Gegner. Frühestes redaktionsbekanntes Game ist eine abgewandelte Version des Autorennspiels „Le Mans“ (1982) für den C64. Hier fahren die Spieler statt mit Rennwagen mit Rollstühlen um die Wette. Aber auch neuere Produktionen wissen das Vehikel zu nutzen. Im berühmt-berüchtigten Grant Theft Auto IV kann die Hauptfigur Nico Bellic als Nebenhandlungsstrang mit einem verlassenen Rollstuhl einige Stunts fahren, die Aaron Fotheringham (Rollstuhlarist, der als erster und einziger Mensch bisher einen backflip mit Rollstuhl geschafft hat) zur Ehre gereichen würden. Rollstuhlfahrende Widersacher begegnen einem in Egoshootern wie Rise of the Triad, in dem man vom Oberbösen Sebastian „Doyle“ Krist aus dem Rollstuhl unter Beschuss genommen wird.

Da nicht alle unsere LeserInnen genug Geld haben, um sich mit DOOM und Counter Strike aufs Sonderschulmassaker vorzubereiten, haben wir uns kostenlosen Flash-Games zugewandt. Auf dem Prüfstand stehen vier sehr unterschiedliche Spiele - nämlich: Wheelchair-Race, Handigo-The Game, CDX und Pepe Pillz.

## „In case you didn't notice: This is a hospital, not a playground“

<http://www.gamedoz.com/game/s/3449.swf>  
Wer nicht schnell genug auf Eingabeaufforderungen reagiert, wird mit oben genanntem Satz angeschnauzt. Das ist nicht nur schön selbstreferentiell, sondern auch realistisch. Wer - egal in welcher Rolle - Zeit in medizinischen Einrichtungen verbracht hat, wird diesen Satz schon einmal gehört haben. Das Spiel selbst ist recht simpel. Als Pfleger muss man Patienten quer durchs Krankenhaus in die richtige Abteilung bugsieren. Wenn man irgendwo aneckt, erhält man Schadenspunkte und wird fachgerecht angemekert. Außerdem muss man dem hochnäsigen Personal ausweichen, das auf den Fluren wimmelt und nicht bereit ist, nur einen Zentimeter zu weichen.

### Fazit:

Das Spielkonzept ist simpel, vermag aber zu fesseln. Insbesondere Quietschen und Gummispuren bei Vollbremsungen sind schlichtweg geil.

### Goodies = Gutmenschen

<http://www.handigosolidaires.com/en/goodies/index.html>

Viel Pädagogik und wenig Spielspaß gibt's auf der von „Handicap International“ eingerichteten Seite Handigosolidaires. Unter dem Menüpunkt „Goodies“ landet man bei einem Spiel, das mit guten Absichten und Geld von der EU produziert wurde. In drei verschiedenen Modi steuert man eine Blinde bzw. einen Rollifahrer durch die Stadt oder fängt Gegenstände auf. Behinderung ist dabei Nichtbehinderten offenbar nicht einmal virtuell zuzumuten. Denn anders als in den meisten Spielen ist man nicht die Figur, sondern hilft ihr lediglich. „Speedigo kommt wieder mal zu spät. Hilf ihm, Rochongo so schnell wie möglich zu finden, indem du unterwegs so viele Punkte sammelst, wie du finden kannst. Alles klar? Hier können schon die Jüngsten ihr Helfersyndrom antrainieren.“



Leider soll einem auch das Ausagieren von Nebenstrang-Sadismus verleidet werden. Zwar gibt es keinen Punktabzug, aber wenn man eine Runde lang keine Figur anrumpelt, wird man auch noch mit einem „Mitmenschlichkeits-Bonus“ überpädagogisiert.

Einige Figuren fangen an zu weinen, wenn man ihnen mit dem Rolli gegens Schienbein fährt oder mit dem Langstock auf die Füße haut. Das könnte ganz lustig sein. Leider soll einem auch das Ausagieren von Nebenstrang-Sadismus verleidet werden. Zwar gibt es keinen Punktabzug, aber wenn man eine Runde lang keine Figur anrumpelt, wird man auch noch mit einem „Mitmenschlichkeits-Bonus“ überpädagogisiert.

### Fazit:

Klicke lieber nicht den Link „Tell a friend“. Es könnte als Beleidigung verstanden werden.

### „What have you done to yourself Adam?“

<http://cdx-thegame.com>

Großbritannien hat ja den Ruf be/enthinderungspolitisch immer ein Stückchen voraus zu sein. Für CDX ist das absolut zutreffend. Das Adventure der BBC kommt ohne die übliche Gutmenschlichkeit aus.

Adam ist nach einem Motorradunfall mehrfachbe-



hindert. Er sitzt im Rollstuhl, ist überaus lichtempfindlich und hat auch noch das Gedächtnis verloren. Weder kann er das kahle und abgedunkelte Zimmer verlassen, noch weiß er, wer die Leute sind, die Nachrichten auf seinem Anrufbeantworter hinterlassen. Schritt für Schritt muss Adam herausbekommen, in welche Geschäfte er vor dem Unfall verwickelt war.

### Fazit:

Die MacherInnen des Spiels haben so ziemlich alles richtig gemacht. Das liegt wahrscheinlich vor allem daran, dass Behinderung nicht im Vordergrund des Spiels steht, sondern einfach unhinterfragte Voraussetzung ist. Die Grafik ist für ein Online-Spiel großartig. Die teilweise gefilmten Sequenzen sind gut gemacht und mitunter richtiggehend verstörend.

### Keine Pillen für Mr. Herbert.

Teil 1: <http://www.spiele-zone.de/media/Dateien-Spiele/pepe-pillz.swf>

Teil 2: [http://www.allfunnystuff.com/games/files/PepePillz2\\_GamesfreeSoft.swf](http://www.allfunnystuff.com/games/files/PepePillz2_GamesfreeSoft.swf)

Mittlerweile liegt in der zweiten Ausgabe „Pepe Pillz“, ein simples Jump & Run - Spiel, vor. Mr. Herbert ist ein renitenter älterer Herr im Rollstuhl, der auf die ewigen Aufforderungen „It's time to take your pills Mr. Herbert“ oder „It's time to take your bath, Mr. Herbert“ mit Flucht reagiert. Als SpielerIn muss man ihn dann über allerlei Hindernisse springen lassen, wobei er charmante Sprüche ausstößt.

### Fazit:

Das Spiel ist erfreulich unpädagogisch. Die Dialoge zwischen der Krankenschwester und Mr. Herbert sind lustig gemacht. Aber die simple Spielstruktur vermag nur kurze Zeit zu fesseln. Rollstuhl im Rollenspiel! ■

Anzeige



Christian Mürner  
Erfundene Behinderungen  
Bibliothek behinderter Figuren

AG SPAK Bücher

Christian Mürner  
Erfundene Behinderungen  
Bibliothek behinderter Figuren  
AG SPAK Bücher Neu-Ulm  
2010  
185 Seiten, 16 €  
ISBN 978-3-940865-04-5

Fünzig biografische Studien berichten von ebenso vielen Romanfiguren mit Behinderungen. Im Mittelpunkt stehen die fiktiven Lebensläufe und die Eigenständigkeiten dieser literarischen Hauptdarstellerinnen und Hauptdarsteller. Ihr Umfeld wird durch bestimmte Blickwinkel von den manchmal umfangreichen Ereignissen der zugrunde liegenden Romane und Erzählungen ergänzt. Es ergeben sich im literarischen Umgang mit den behinderten Protagonisten ambivalente und überraschende Perspektiven.

Die Bibliothek behinderter Figuren versammelt literarische Protagonisten unterschiedlicher Schriftstellerinnen und Schriftsteller, unter anderen werden vorgestellt: *Edward Allison* von Alfred Döblin, *Edde Brunken* von Theodor Storm, *Anna Maria Gwerder, geb. Schmidig* von Margrit Schriber, *Dana Halter* von T. C. Boyle, *Frieda Runkel* von Veza Canetti oder *John Singer* von Carson McCullers.

# Gegenseitige Abhängigkeit

Matthias Vernaldi

Daniel war im mittleren Management in der Wirtschaft tätig. Er hat seinen Job an den Nagel gehängt, weil er ihn zunehmend als stressig und sinnentleert empfand. Nun hat er eine Anstellung bei einem Assistenzdienst für Behinderte gefunden - eine Arbeit, von der er sich Erfüllung verspricht, auch wenn er wesentlich weniger verdient und nun nicht mehr derjenige ist, der Anweisungen gibt, sondern derjenige, der Anweisungen erhält. Die ihm diese Anweisungen gibt, ist Sabine, eine schwerbehinderte junge Frau, für die er Arme und Beine ersetzen soll. Alles, was sie ihm sagt, muss er für sie ausführen - so sieht es sein Vertrag vor. Er ist begeistert vom Konzept der Assistenz. Aus dieser scheinbar idealen Konstellation erwachsen aber bald Konflikte. Sabines Privatsphäre ist sein Arbeitsplatz. Er ist von ihr abhängig. Sie entscheidet, ob er den Job bei ihr behält oder entlassen wird. Und sie ist von ihm abhängig. Ohne seine Hilfe kommt sie nicht auf die Toilette, kann nicht essen oder einkaufen.

Die Autoren Paul Plamper und Nils Kacirek erzählen in ihrem 2009 von WDR, HR und Deutschlandfunk produzierten und ausgestrahlten Hörspiel „Der Assistent“ vom Aufeinandertreffen dieses ungleichen Paares. Die meisten Hörer werden nicht wissen, was Assistenz ist und wie sie konkret funktioniert. Hier werden sie es erfahren - und das nahezu nebenbei, denn die Autoren spüren in der sozialen Dienstleistung Machtstrukturen nach und führen uns in einen Konflikt, der die Grenzen zwischen Behindert und Nichtbehindert auflöst und die Hörer atemlos hält.

Das Hörspiel wurde mit einem Ensemble aus Laien und Schauspielern (darunter behinderte Menschen) in Improvisationen erarbeitet. ■

„Der Assistent“; Buch: Paul Pamer, Nils Kacirek; Regie: Paul Pamper; Dramaturgie/Redaktion: Martina Müller-Wallraff; Schnitt: Paul Pamper, Tina Pfurr, Nils Kacirek; Hauptrollen: Ute Seidel, Milan Peschel  
Über [www.paulpamer.de](http://www.paulpamer.de) lässt sich das einstündige Hörspiel zum Preis von 7 Euro downloaden oder eine CD ordern.



## Schwein gehabt

Als „Risikopatientin“ unterwegs mit H1N1

von Rebecca Maskos

Die Maske schloss Nase und Mund gut ab. Darunter war es zu warm. Das Atmen unter der Maske fiel mir schwer, es roch nach Kunststoff. Sehen konnte ich aber noch ganz gut. Zum Beispiel den leicht verängstigten Gesichtsausdruck der Krankenhausekretärin, die mir die Maske gerade in die Hand gedrückt hatte, begleitet von der Aufforderung, sie sofort anzulegen. Erst danach fragte sie mich nach meinem Namen und meiner Adresse. Verständlich, schließlich hätte ich ihr über die Atemluft meine H1N1-Viren übertragen können.

Nur ein Wort hatte ich in der Notaufnahme des St. Hedwigs-Krankenhaus in Berlin-Mitte erwähnen müssen: Schweinegrippe. Ein Reizwort in diesen Tagen Anfang November 2009, als die „Pandemie“ gerade richtig ins Rollen kam. Noch wusste man wenig über die Krankheit, nur dass sie extrem ansteckend ist. Jeder kannte die Bild-Schlagzeilen über die ersten Todesopfer der Seuche. Die Überweisung ins Krankenhaus hielt ich in der Hand. Meine Ärztin hatte mir geraten, mich dort untersuchen und behandeln zu lassen. Schließlich war ich „Risikopatientin“. Mein Rücken ist krumm, dadurch hat meine Lunge nur wenig Platz. Entzündungen können da leicht entstehen. Und die Schweinegrippe sollte schnell zu Lungenentzündungen führen, soviel meinte man über die Krankheit bisher erfahren zu haben.

Es hatte alles so harmlos angefangen. Auf der Fahrt im ICE war mal wieder die Rollstuhltoilette defekt. Alles komplett abgesperrt. Also musste ich nach einer umständlichen Tour durch das Großraumabteil die Normalo-Toilette benutzen - ohne Rollstuhl. Dabei musste ich mich an allem Möglichen festhalten, Nahkontakt mit der Klobrille inklusive. Eine unhygienische Geschichte. Natürlich habe ich keinerlei Beweise dafür, dass mich dort auf der ICE Toilette die H1N1-Viren befallen ha-

ben. Aber mir gefällt der Gedanke, die Bahn sei schuld daran, dass mich die Schweineviren erwischen haben.

Der Sonntag nach der Bahnfahrt verlief unauffällig. Als ich am Montag aufwachte, fühlte ich mich gut. Ich hatte einen leichten Husten, frühstückte und machte mich an meine Arbeit. Zwei Stunden später lag ich mit Fieber und Bronchitis im Bett. Die klassischen Symptome der Pandemie, dachte ich, aber fand es zugleich zu absurd und unwahrscheinlich, mir ausgerechnet Schweineseuche eingefangen zu haben.

Den nächsten Vormittag verbrachte ich mit hohem Fieber und hustend im Wartezimmer meiner Ärztin - die Arzthelferinnen hielten es offenbar für unnötig, mich sicherheitshalber von den anderen PatientInnen fern zu halten. Die Ärztin schob mir drei überdimensionale Wattestäbchen in Rachen und Nase, schickte diese zum Gesundheitsamt und bekam am Morgen darauf den positiven Testbefund. Das bisher kaum untersuchte antivirale Mittel „Tamiflu“ hatte sie mir da schon vorsorglich verordnet.

Nun im Krankenhaus erstmal zum Lungencheck in die Röntgenabteilung. „Setzense die Maske aber ma bitte gleich wieder auf“ ruft die Röntgenassistentin eine Sekunde, nachdem ich die Maske zum Pullover-Ausziehen kurz auf den Röntgentisch abgelegt hatte. Auf dem Weg zurück zur Notaufnahme wird allgemein betreten geguckt. Ich glaube Erleichterung zu sehen in den Blicken, als ich in den vollen Fahrstuhl nicht einsteige und auf den nächsten warte. Auf dem Gang der Notaufnahme dann der erste Kontakt mit der behandelnden Ärztin. Die Stichworte „hohes Fieber“, „Husten“ und „Tamiflu“ reichen aus, dass Leute, die auf dem Gang sitzen und warten, sich mit den Jackenkragen Teile ihres Gesichts bedecken.

Die Gesichtsmaske markiert mich als virenschleu-

dernde Aussäzige, als Gefahrenquelle für die Gesellschaft. „Stigma“ nannte der Soziologe Erving Goffmann so ein Symbol, das je nach kulturellem Kontext Auskunft über seine TrägerInnen erteilt. Gleich zweifach bin ich Stigmatisierte, meine gesellschaftlich ohnehin hoch problematisch besetzte Identität als Rollstuhlfahrerin („leidend, hilflos, abhängig“) wird potenziert durch das Symbol der Pandemie. Und schon der Rollstuhl selbst ist umgeben vom Ruf der Infektion. Obgleich jeder weiß, dass Behinderungen im Allgemeinen nicht auf Andere übertragbar sind, stellt sich im Umgang von Behinderten und Nichtbehinderten unbewusst immer wieder der alte Aberglaube her: Es könnte ansteckend sein. Weit kann der Bogen sein, der auf dem Gehsteig um einen Rollstuhl gemacht wird. Ängstlich können die Blicke sein, wenn ein Rollstuhl an dem an die Hauswand gepressten Passanten vorbeifährt. „A Penumbra of Contamination“ - der Schatten der Kontamination - umgebe das soziale Symbol Rollstuhl, schrieb einmal der Anthropologe Robert Murphy, der in seinem Buch „The Body Silent“ seine eigene fortschreitende Lähmung als „ethnologische Reise in ein unbekanntes Land“ erforscht hat.

Nach abermals langem Warten (mittlerweile in einem abgetrennten Raum mit einem Schild „Vorsicht, Infektionsgefahr!“) gibt ein weiterer hinzugezogener Arzt Entwarnung: Keine Zeichen von Entzündung sind in meiner Lunge zu entdecken. Auch mein Blutbild ist in Ordnung. Das Blut hatte mir eine Krankenschwester abgenommen, die komplett in Schutzkleidung gehüllt war. Natürlich trug auch sie einen Mundschutz. Mit den gummibehandschuhten Händen, mit denen sie mich angefasst hatte, berührte sie Türklinken und medizinische Geräte. Dass dieses ganze intensive Infektionsabwehren eigentlich ein ziemlich hilfloses, zum Scheitern verurteiltes Theater ist, hatte

ich schon die ganze Zeit vermutet. Der Arzt meint, man solle die „neue Grippe“ (klingt schöner als „Schwein“) mal nicht so ernst nehmen. Er entließ mich in die heimatliche Quarantäne: Bettruhe, am besten keinen Besuch empfangen, meine Mitbewohnerinnen sollten mir das Essen vor die Tür stellen. Und dann sei in ein paar Tagen wahrscheinlich alles wieder beim Alten. Und so war es dann auch. Ich durfte wieder raus - und bin seit dem wieder in meinem vierrädrigen mobilen Kontaminations-Symbol unterwegs. ■

## „Rolling“ -

Ein Film zeigt eine andere Perspektive auf Amerika

Lena Anders

Wie ist es im Rollstuhl zu sitzen? Warum schauen mich die Leute an? Warum verstecken sich die Kinder? Warum lachen sie? Wie fühlt es sich an, wenn man in einem Rollstuhl auf eine Party geht? In einigen filmischen Werken, zum größten Teil Spielfilme, wurde schon versucht, diesen Fragen auf den Grund zu gehen. Kann man durch einen Film wirklich das Leben eines Rollstuhlfahrers nachempfinden? Ist man quasi selbst ein Teil des behinderten Körpers, fühlt man die Blicke und die Probleme? Bei dem Filmwerk von Gretchen Berland kann man diese Frage aus vollem Herzen mit Ja beantworten. Der Zuschauer begleitet drei Menschen in ihren Rollstühlen: Gelen Buckwalter, Ernie Wallengren und Viki Elman. Letztere hat damit zu kämpfen, dass ihr Rollstuhl immer wieder stehen bleibt und sie im Stich lässt. Durch die besondere Kameratechnik - die Kamera ist am Rollstuhl installiert - sitzt man als Zuschauer mit ihr in der Klemme und verbringt die Nacht draußen, weil sie niemand mehr ins Haus bringen kann. Die Kamera läuft einfach mit. Es wird nichts kommentiert und nichts geschönt. Wir folgen drei Menschen, die mit einem maroden amerikanischen Gesundheitssystem kämpfen und mit ihren unterschiedlichen Behinderungen (MS, ALS, Querschnittslähmung) zurechtkommen. Dies tun sie auf eine sehr humorvolle, sarkastische und patente Art. Aber ihr Leben ist nicht nur Kampf, auch wenn der Film - und das ist vielleicht ein kleiner Minuspunkt - doch den Eindruck erweckt, dass das Leben im Rollstuhl oft hart ist und keinen Spaß macht. Vielleicht liegt das ja weniger am Rollstuhl als am Land und seinen Gegebenheiten. Dieser Film zeigt die Welt von Rollstuhlfahrern, die aufgrund ihres Körperbaus und ihrem rollenden ständigen Begleiter ungewöhnlich sind und doch den Versuch unternehmen, möglichst selbstständig an einem gewöhnlichen Alltag teilzunehmen. Das Besondere ist, dass er über weite Strecken auf das Abrufen von Sentimentalitäten und Opermentalität verzichtet. Und dieses ist neben der beeindruckenden Kameraführung und Bildsprache sein großer Pluspunkt. Diese über sechs Monate gesammelten Impressionen schaffen es, den Zuschauer auf den Beifahrersitz zu setzen und mit ihm durch einen eindrucksvollen, aber manchmal auch recht ernüchternden Alltag zu rollen. ■

USA 2004, 70 min R: Gretchen Berland  
Abzurufbar unter: [www.realey.tv/de/Rolling](http://www.realey.tv/de/Rolling)

Anzeige

## Selbstbestimmt leben mit Assistenten und Assistentinnen Ihrer Wahl

Assistenz für behinderte Menschen in der eigenen Wohnung:  
in den Bereichen Grundpflege, Hauswirtschaft, Kommunikation  
und Mobilität - bis zu 24 Stunden täglich in allen Bezirken Berlins  
jetzt auch: **Beratung zum persönlichen Budget**



**ad:**

**ambulante dienste e.V.**

Urbanstraße 100  
10967 Berlin

Ruf 030-69 04 870  
Fax 030-69 04 87 23

[adberlin@gmx.de](mailto:adberlin@gmx.de)  
[www.adberlin.com](http://www.adberlin.com)

Wir beraten Sie – telefonisch oder bei einem unverbindlichen Hausbesuch!



## Behindertenwitz 1.0



Im Puff klingelt es. Die Empfangsdame öffnet die Tür und sieht erst einmal niemanden. Dann schaut sie nach unten und entdeckt dort einen Mann ohne Arme und ohne Beine. „Huch, was wollen Sie denn hier?“, ruft sie erschrocken. Der Mann sagt nur: „Was denken Sie, wie ich geklingelt habe?“ ■

## Gesundheitsratgeber

Alkohole



Ethanol



Mehr Ethanol



Methanol



Mehr Methanol

## Was Lesende sich so denken....

Liebes mondkalb,  
du bist ja eine geile Zeitung!  
Aber was ich noch vermisse - kannst du  
nicht einmal so ein richtig tolles Rezept  
für Kalb bringen - die Zeitung zum Es-  
sen sozusagen, oral erfahrbare Inhalte.  
Gespeichelte Grüße,  
Lia :)

## Behindertenwitz 2.0

Sitzen drei schwangere Frauen auf einer Parkbank und stricken Pullover für ihre zukünftigen Kleinen. Da holt die erste eine Tablette aus ihrer Handtasche und schluckt sie. Die anderen fragen nach: „Was hast du da gerade genommen?“ Sie sagt: „Eine Vitamintablette, ich will, dass mein Kind später mal groß und stark wird.“ Da nimmt die zweite eine Tablette aus ihrer Handtasche und schluckt sie. Die anderen: „Was hast du da gerade genommen?“ „Eine Kalziumtablette, ich will, dass mein Kind mal starke Knochen bekommt.“ Da nimmt die dritte eine Tablette aus ihrer Handtasche, und die anderen zwei fragen wieder: „Was hast du da gerade genommen?“ Sie antwortet: „Contergan, ich kann keine Ärmel stricken.“ ■



## ...und Redakteure antworten.

Unser Redakteur für alles Schöne kommt dieser Aufforderung gern nach:

Man nehme ein Kilo Kalbsgulasch (am besten, das ganz billige vom Türken - das ist multikulturell und auch für Prekarisierte machbar; die Massentierhaltung nimmt man billigend in Kauf), salze und pfeffere es und brate es in Olivenöl mit einem Lorbeerblatt und einem Zweig Rosmarin scharf an. Dabei nie zu viel Fleisch auf einmal in die Pfanne! Die angebratenen Gulaschstücke wieder aus der Pfanne herausnehmen. Im Bratsud fünf in Würfel geschnittene Zwiebeln, eine Möhre, eine Paprika, eine Chili (roter Pfeffer, schon wegen der politischen Grundrichtung eines Großteils unserer Leserschaft) und eine Pastinake anschwitzen. Das angebratene Fleisch wieder dazugeben und zwei Esslöffel scharfen Senfes in dem Ganzen verrühren. Eine halbe Flasche trockenen Rotweins (s. Chili) angießen und aufkochen lassen. Dann noch einen halben Liter Rinderbrühe hinzu. Mit etwas Salz und schwarzen Pfeffer (auch wenn das jetzt nicht ganz auf der Linie liegt) nachwürzen. Das Ganze in der Röhre abgedeckt bei 80 Grad drei Stunden schmoren lassen. So wird es zart und saftig und kann auch von muskelkranken, zahnlosen und zahnarmen Lesern genossen werden. Wer jung und tüchtig ist mit Biss, kann den Garvorgang je nach Kondition der Kaumuskeln auf bis zu eine halbe Stunde verringern. Am Ende drei in Würfel geschnittene Tomaten dazugeben, kurz aufkochen lassen und mit feingehacktem Knoblauch, gezupftem Thymian und 50 ml Brandy abrunden. Das Gericht kann ganz unterschiedlich variiert werden. Zum Beispiel kocht man einen Berg Salzkartoffeln dazu, richtet schon am Abend vorher eine Schüssel Krautsalat an, kauft eine große Kiste Bier und lädt sich fünf Obdachlose zum Essen ein. Oder man erstet zwei Flaschen sizilianischen Rotweins zu je 20 €, bereitet Mandelkroketten und gebutterte Prinzessbohnen zu und lädt die mondkalb-Redaktion zum Mahle (Wir essen natürlich auch andere Sachen - Hauptsache, der sizilianische Rotwein...). ■

